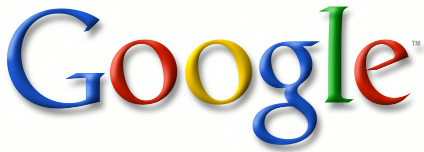


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

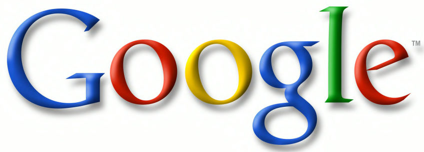
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

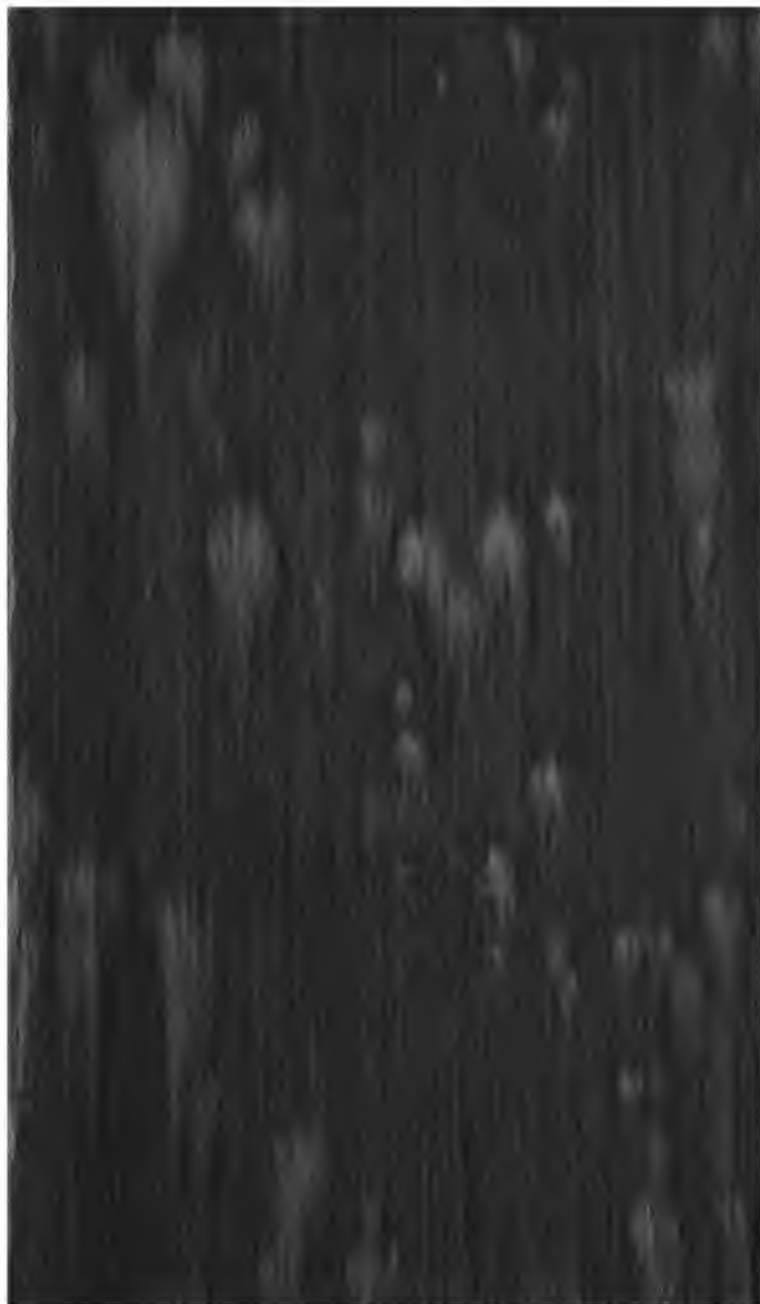
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

PRESENTED BY
MR. JOHN KREMER
MILWAUKEE



5/XI 03 at 3, —

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns v. Zobeltitz

III

Angelika Kauffmann

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903.

Angelika Kauffmann

Von

Eduard Engels

Mit fünf Kunstdrucken



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

82609
DEC 19 1904

W10
.K16
EN



Selbstbildnis der Angelika Kauffmann.
In den Uffizien zu Florenz.

An Angelika.

Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit und gaben deinen Pinsel dir,
Triefend von Leben und getaucht in Morgenrot.

Leopold v. Stolberg.

Aus dem Bregenzer Wald.

Herrscht in der äußeren sowohl wie in der inneren Naturanlage des Bregenzer Wäldlers ein gesunder Realismus vor, repräsentiert er das Verständige, Kräftige, Klarausschauende, so erscheint dagegen die Frauenwelt des Waldes in einer gewissen Idealität. Die Frauen verleihen dem Walde erst jenen eigentümlichen Zauber, der jeden fremden Wanderer auf das angenehmste überrascht, sie verleihen den Wohnungen, trotz dem Schalten und Walten der Männer, erst ihren eigentümlichen Reiz und sind ein treues Abbild der sie umgebenden Natur.

Andreas Oppermann.

Wandert man an sonnigen Tagen vom südlichen Ufer des Bodensees nach den Vorarlberger Alpen hinüber, so überschaut man von den Höhen des Lorenarückens den ganzen Bregenzer Wald: eine entzückende Vorgebirgswelt voller Liebreiz, Kraft und Herbigkeit, mit Gipfeln bis zu sechs- und achttausend Fuß, zwischen deren dunklen Wäldern und lachenden Matten die schäumenden Bergwasser brausen, während tausendfach verstreute Ortschaften und Gehöfte aus ihren idyllischen Verstecken heraus zu locken scheinen: Komm, hier ist gut sein!

Und der Wanderer steigt aus den Höhen der Almen, wo die Glocken der Herden läuten, in

die reichbelebten Täler mit ihren Büschen, Felsen, Obstgärten und klappernden Mühlen hinab und empfindet mit Behagen, daß hier in der Tat sehr, sehr „gut sein“ ist.

Die fröhliche Stille einer gleichsam verhaltenen Heiterkeit umgibt ihn. Lichte Gehöfte liegen zwischen blühenden Bäumen an sanften Hügellehnen, drei, vier, fünf übereinander, und sind so schmuck gezimmert, so ziervoll mit silberfarbenen Schindeln herausgeputzt, als hätten nicht Bauern, sondern Künstler sie errichten lassen. Geschnitztes Balkenwerk trägt die breiten Balkone, die um das halbe Haus herum laufen und mit Tischen und Stühlen zu geselliger Benutzung ausgestattet sind. Hinter den blanken Fensterscheiben schimmern dunkelrot glühende Geranien und im Lande selbst verfertigte Gardinen. In den getäfelten Stuben prangen schöne alte, polierte Möbel mit eingelegter Arbeit, auf den Gesimsen verbreitet sich der milde Schein wohlgepflegten Zinn- und Messinggeräts. Alles blinkt von Sauberkeit, alles deutet auf geordnete Verhältnisse, Geschmack und Wohlhabenheit. Man kann keinen Augenblick zweifeln: Diesen Menschen schleicht das Leben nicht dumpf und dumm in werkelnder Mühsal dahin, sondern sie freuen sich ihres Tages und wissen seine Gaben mit einem gewissen Herrenbewußtsein zu genießen.

Das Herrenbewußtsein ist den Wäldlern seit vielen Jahrhunderten anerzogen worden. Während nämlich rings um sie her, im Lechtal sowohl wie

im Allgäu, die bäuerliche Bevölkerung unter dem Joch von kleinen, reichsunmittelbaren Baronen seufzte, durften die Bregenzer sich fast uneingeschränkter Freiheiten erfreuen, denn die kaiserliche Vogtei, der sie gehorchten, unterschied sich nur ganz wenig von der nachsichtigen Verwaltung einer im Grunde unabhängigen Bauernrepublik. Die deutschen und österreichischen Landleute des achtzehnten Jahrhunderts mögen alle mehr oder minder ähnliche Verwandte des „Bonhomme Misère“ französischen Angedenkens gewesen sein; der wälderische Hofbesitzer soll jedenfalls schon damals seinen Weg durchs Leben erhabenen Hauptes und als ein gar fröhlicher, schlagfertiger, kecker Gesell genommen haben. Rasch und gewandt, fast könnte man sagen routiniert, voll Unternehmungsgeist, zu Scherz und Neckerei jederzeit aufgelegt, elastisch in seinen Bewegungen, ganz und gar nicht bäuerisch gekleidet, so ungefähr schildert Oppermann den Bregenzer des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts. Was müssen nun vollends gar die Frauen, in ihrer alten anmutigen Tracht und der glücklichen Unbefangenheit ihres Wesens, für entzückende Geschöpfe gewesen sein! Ohne jede Spur von Verlegenheit oder Unruhe, melden vergilbte Reisebriefe, beantworten sie dem Fremden seine Fragen und schauen ihn mit ihren großen, schönen, meist kindlichen Augen voll ins Gesicht. Es ist, als fürchteten sie keine Berührung mit der Außenwelt. Auf ihren umfriedeten Höfen, in ihren abgelegenen Dörfern, auf den hohen, einsamen Sen-

nereien bewahren sie neben anmutigster Harmlosigkeit eine strenge Reinheit der Sitten. Unterhalten sie sich, so sind sie ganz bei der Sache, und nicht bloß die Augen sprechen mit: die Bewegung ihrer Hände und ihres Gesichtes, präzis wie sie ist, begleitet das Wort auf eine Weise, welche man mehr bei Südländern als bei einem echt germanischen Volksstamm erwarten sollte. Denke man sich nun solch ein schlankes Bregenzer Mädchen, wie es sich dem Blick des Wanderers darstellt. Das reichwachsende Haar ist in Zöpfen um den Kopf gewunden, ein kleines, rundes, schwarzes Strohhütchen mit breiter Krempe schwebt darüber. Der Hals ist bis oben herauf von der Goller, die Brust von dem schwarzen Samtmieder mit dem goldbestickten Busenstreifen umschlossen. In viereckigem Ausschnitt, nach altdeutscher Weise, schließt sich daran das Hauptgewand, die tausendfach gefältelte Juppe. Sie war einstmals weiß, nachher schwarz, fällt bis zu den Knöcheln hinab und wird mit goldener Schnalle an schwarzlackiertem Ledergürtel um die Hüften zusammengefaßt. Die Arme sind von den weiten weißen Hemdärmeln bedeckt, die Füße stecken in roten Strümpfen und zierlich steilen Schuhen. „Kommt dir eine solche Gestalt mit anmutigem, feinem Gesicht aus dem Waldgrün entgegen, so möchtest du wohl das schöne Frauenbild eher für ein Waldfräulein, als für eine gute, ehrliche Bäuerin halten.“

Indem ich in den alten Vorarlberger Kalendern und den geistvollen Schilderungen Opper-

manns herumblättere, steigt mir die ganze Liebenswürdigkeit jener längst verschollenen Welt herauf, die unter den Bewohnern des Bregenzer Waldes auch die Vorfahren der Heldin dieser Zeilen und teilweise Angelika Kauffmann selber wandeln sah. Ich denke mir einen wunderschönen Frühsommertag mit blanken, blauen Lüften, frisch erquickten Matten und tausend singenden Vögeln auf schwankem Gezweig. Tauige Morgenfrische glitzert auf den Almen, von denen ich hinabsteige, ewige Stille lagert über dem Schneehaupt des Säntis und den Glarner Gletschern. Aber schon wird aus der Tiefe das Donnern der Ach vernehmlich, die sich aus einer tiefen, von schroff aufsteigenden Gebirgen flankierten Schlucht hervorwindet. Und schon zeigt sich eine Ortschaft am Ufer des tosenden Gewässers, nach der Landkarte Schwarzenberg, worin die Kauffmanns durch viele Generationen ansässig waren.

Bergabwärts wandert sich's behende. Ehe ein paar Stunden vergehen, erreiche ich die ersten Gehöfte des zwischen schattigen Büschen und grünen Triften malerisch hingelagerten Dorfes. Es ist ungemein still auf den Gassen. Die leeren Ställe stehen offen, so daß man durch sie hindurch in die sonnigen Grasgärten hinter ihrem Rücken schauen kann. Unter einem Apfelbaum sitzt am Wegrand ein Kind, das mit Blumen spielt, bewacht von einem schweren, zottigen Hunde. Die Türen der Häuser sind nur in der unteren Hälfte verschlossen. Auf den Dächern



Selbstbildnis der Angelika Kauffmann.
In den Uffizien zu Florenz.

An Angelika.

Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit und gaben
deinen Pinsel dir,
Triefend von Leben und getaucht in
Morgenrot.

Leopold v. Stolberg.



Selbstbildnis der Angelika Kauffmann.
In den Uffizien zu Florenz.

An Angelika.

Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit und gaben
deinen Pinsel dir,
Triefend von Leben und getaucht in
Morgenrot.

Leopold v. Stolberg.

Aus dem Bregenzer Wald.

Herrscht in der äußeren sowohl wie in der inneren Naturanlage des Bregenzer Wäldlers ein gesunder Realismus vor, repräsentiert er das Verständige, Kräftige, Klarausschauende, so erscheint dagegen die Frauenwelt des Waldes in einer gewissen Idealität. Die Frauen verleihen dem Walde erst jenen eigentümlichen Zauber, der jeden fremden Wanderer auf das angenehmste überrascht, sie verleihen den Wohnungen, trotz dem Schalten und Walten der Männer, erst ihren eigentümlichen Reiz und sind ein treues Abbild der sie umgebenden Natur.

Andreas Oppermann.

Wandert man an sonnigen Tagen vom südlichen Ufer des Bodensees nach den Vorarlberger Alpen hinüber, so überschaut man von den Höhen des Lorenarückens den ganzen Bregenzer Wald: eine entzückende Vorgebirgswelt voller Liebreiz, Kraft und Herbigkeit, mit Gipfeln bis zu sechs- und achttausend Fuß, zwischen deren dunklen Wäldern und lachenden Matten die schäumenden Bergwasser brausen, während tausendfach verstreute Ortschaften und Gehöfte aus ihren idyllischen Verstecken heraus zu locken scheinen: Komm, hier ist gut sein!

Und der Wanderer steigt aus den Höhen der Almen, wo die Glocken der Herden läuten, in

die reichbelebten Täler mit ihren Büschen, Felsen, Obstgärten und klappernden Mühlen hinab und empfindet mit Behagen, daß hier in der Tat sehr, sehr „gut sein“ ist.

Die fröhliche Stille einer gleichsam verhaltenen Heiterkeit umgibt ihn. Lichte Gehöfte liegen zwischen blühenden Bäumen an sanften Hügellehnen, drei, vier, fünf übereinander, und sind so schmuck gezimmert, so ziervoll mit silberfarbenen Schindeln herausgeputzt, als hätten nicht Bauern, sondern Künstler sie errichten lassen. Geschnitztes Balkenwerk trägt die breiten Balkone, die um das halbe Haus herum laufen und mit Tischen und Stühlen zu geselliger Benutzung ausgestattet sind. Hinter den blanken Fensterscheiben schimmern dunkelrot glühende Geranien und im Lande selbst verfertigte Gardinen. In den getäfelten Stuben prangen schöne alte, polierte Möbel mit eingelegter Arbeit, auf den Gesimsen verbreitet sich der milde Schein wohlgepflegten Zinn- und Messinggeräts. Alles blinkt von Sauberkeit, alles deutet auf geordnete Verhältnisse, Geschmack und Wohlhabenheit. Man kann keinen Augenblick zweifeln: Diesen Menschen schleicht das Leben nicht dumpf und dumm in werkelnder Mühsal dahin, sondern sie freuen sich ihres Tages und wissen seine Gaben mit einem gewissen Herrenbewußtsein zu genießen.

Das Herrenbewußtsein ist den Wäldlern seit vielen Jahrhunderten anerzogen worden. Während nämlich rings um sie her, im Lechtal sowohl wie

im Allgäu, die bäuerliche Bevölkerung unter dem Joch von kleinen, reichsunmittelbaren Baronen seufzte, durften die Bregenzer sich fast uneingeschränkter Freiheiten erfreuen, denn die kaiserliche Vogtei, der sie gehorchten, unterschied sich nur ganz wenig von der nachsichtigen Verwaltung einer im Grunde unabhängigen Bauernrepublik. Die deutschen und österreichischen Landleute des achtzehnten Jahrhunderts mögen alle mehr oder minder ähnliche Verwandte des „Bonhomme Misère“ französischen Angedenkens gewesen sein; der wälderische Hofbesitzer soll jedenfalls schon damals seinen Weg durchs Leben erhabenen Hauptes und als ein gar fröhlicher, schlagfertiger, kecker Gesell genommen haben. Rasch und gewandt, fast könnte man sagen routiniert, voll Unternehmungsgeist, zu Scherz und Neckerei jederzeit aufgelegt, elastisch in seinen Bewegungen, ganz und gar nicht bäuerisch gekleidet, so ungefähr schildert Oppermann den Bregenzer des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts. Was müssen nun vollends gar die Frauen, in ihrer alten anmutigen Tracht und der glücklichen Unbefangenheit ihres Wesens, für entzückende Geschöpfe gewesen sein! Ohne jede Spur von Verlegenheit oder Unruhe, melden vergilbte Reisebriefe, beantworten sie dem Fremden seine Fragen und schauen ihn mit ihren großen, schönen, meist kindlichen Augen voll ins Gesicht. Es ist, als fürchteten sie keine Berührung mit der Außenwelt. Auf ihren umfriedeten Höfen, in ihren abgelegenen Dörfern, auf den hohen, einsamen Sen-

nereien bewahren sie neben anmutigster Harmlosigkeit eine strenge Reinheit der Sitten. Unterhalten sie sich, so sind sie ganz bei der Sache, und nicht bloß die Augen sprechen mit: die Bewegung ihrer Hände und ihres Gesichtes, präzis wie sie ist, begleitet das Wort auf eine Weise, welche man mehr bei Südländern als bei einem echt germanischen Volksstamm erwarten sollte. Denke man sich nun solch ein schlankes Bregenzer Mädchen, wie es sich dem Blick des Wanderers darstellt. Das reichwachsende Haar ist in Zöpfen um den Kopf gewunden, ein kleines, rundes, schwarzes Strohhütchen mit breiter Krempe schwebt darüber. Der Hals ist bis oben herauf von der Goller, die Brust von dem schwarzen Samtmieder mit dem goldbestickten Busenstreifen umschlossen. In viereckigem Ausschnitt, nach altdeutscher Weise, schließt sich daran das Hauptgewand, die tausendfach gefältelte Juppe. Sie war einstmals weiß, nachher schwarz, fällt bis zu den Knöcheln hinab und wird mit goldener Schnalle an schwarzlackiertem Ledergürtel um die Hüften zusammengefaßt. Die Arme sind von den weiten weißen Hemdärmeln bedeckt, die Füße stecken in roten Strümpfen und zierlich steilen Schuhen. „Kommt dir eine solche Gestalt mit anmutigem, feinem Gesicht aus dem Waldgrün entgegen, so möchtest du wohl das schöne Frauenbild eher für ein Waldfräulein, als für eine gute, ehrliche Bäuerin halten."

Indem ich in den alten Vorarlberger Kalendern und den geistvollen Schilderungen Opper-

manns herumblättere, steigt mir die ganze Liebenswürdigkeit jener längst verschollenen Welt herauf, die unter den Bewohnern des Bregenzer Waldes auch die Vorfahren der Heldin dieser Zeilen und teilweise Angelika Kauffmann selber wandeln sah. Ich denke mir einen wunderschönen Frühsommertag mit blanken, blauen Lüften, frisch erquickten Matten und tausend singenden Vögeln auf schwankem Gezweig. Tauige Morgenfrische glitzert auf den Almen, von denen ich hinabsteige, ewige Stille lagert über dem Schneehaupt des Säntis und den Glarner Gletschern. Aber schon wird aus der Tiefe das Donnern der Ach vernehmlich, die sich aus einer tiefen, von schroff aufsteigenden Gebirgen flankierten Schlucht hervorwindet. Und schon zeigt sich eine Ortschaft am Ufer des tosenden Gewässers, nach der Landkarte Schwarzenberg, worin die Kauffmanns durch viele Generationen ansässig waren.

Bergabwärts wandert sich's behende. Ehe ein paar Stunden vergehen, erreiche ich die ersten Gehöfte des zwischen schattigen Büschen und grünen Triften malerisch hingelagerten Dorfes. Es ist ungemein still auf den Gassen. Die leeren Ställe stehen offen, so daß man durch sie hindurch in die sonnigen Grasgärten hinter ihrem Rücken schauen kann. Unter einem Apfelbaum sitzt am Wegrand ein Kind, das mit Blumen spielt, bewacht von einem schweren, zottigen Hunde. Die Türen der Häuser sind nur in der unteren Hälfte verschlossen. Auf den Dächern

girren die Tauben. Eine Mühle klappert in der Ferne. Der Wirt „Zum Hirschen“ lauert, ob ich bei ihm eintreten werde. Die Berge mit ihren Kofeln und Spitzen blicken dunkel und ernst in das sonnige Idyll zu ihren Füßen herab.

Es ist ein echter, rechter Sommermittag. Ich fächele mir mit dem Taschentuch Kühlung zu und schreite über den mit Gras bewachsenen Dorfplatz, auf dem ein Brunnen das eisige Wasser der Firnen anbietet, nach der freiliegenden, von einem schönen Friedhof umgebenen Kirche. Sie steht fast in der Mitte des Tales und genießt einen bezaubernden Blick auf Almen und Bergzinnen. Eine wohltätige Kälte weht aus der geöffneten Tür hervor. Ich trete ein. Fahnen stehen in den Bankreihen, die Altäre sind reich geschmückt. Wände und Decken prangen im Schmuck von Freskogemälden. Ich setze mich auf die Stufen des Altars und blicke aus dem Halbdunkel des Gotteshauses nach den Gräbern hinaus, deren Rasen und Blumen im grellen Mittagssonnenschein glänzen.

Während ich auf das einförmige Zirpen der Grillen horche und mir allerhand Gedanken mache, ist mir auf einmal, als sähe ich die ganze Kirche mit Leitern und Gerüsten vollgestellt und zwei Maler, ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen, wären damit beschäftigt, die Wände mit einem bunten Himmel von Heiligen und Engeln zu schmücken. Der alte Mann schaltet droben unter den Gewölben, sein Töchterchen aber martert

drunten in der Tiefe die zarten Kinderhände an den heroischen Gestalten der zwölf Apostel, die sie nach Vorlagen Piacettas ausführt. Kaum sechzehn Jahre ist das Fräulein alt. Sie ist eine echte Wäldlerin, obwohl sie nicht in Schwarzenberg, sondern bei Gelegenheit eines Aufenthalts ihrer Eltern in Chur das Licht der Welt erblickte. Nicht allzu groß gewachsen und von fast ätherischen Formen, schaut sie aus einem Paar dunkelsamtener Augen hervor, deren Ausdruck zwischen der zauberischen Lebhaftigkeit der Wäldlerinnen und einem träumerischen, im Walde unbekannten Schmachten zu wechseln pflegt. Ihr jugendliches Gesicht ist blühend und frisch; wenn sie lacht, kommen zwei Reihen allerliebster Zähne zum Vorschein. Aber sie lacht nicht viel, obwohl der lustige Papa droben auf seinem Brettergerüst die Arbeit mit manchem Scherzwort würzt. Sie ist sehr ernst, sehr in sich gekehrt, von einem zehrenden Feuer durchglüht: der Begeisterung für die Kunst. Nicht eher will sie rasten noch ruhen, als bis sie das Höchste erreicht hat, was ihrer Begabung zugänglich ist. Und was sollte denn ihrer Begabung nicht zugänglich erscheinen? Ist sie nicht trotz ihrer jungen Jahre bereits eine kleine Berühmtheit? Feiert sie nicht überall Triumphe, wo sie auf ihrer Wanderschaft hinkommt?

— — Die Fresken, die Angelika Kauffmann als sechzehnjähriges Mädchen in der Kirche ihres Heimatdorfes Schwarzenberg gemalt hat,

waren schon nach wenigen Jahrzehnten bis zur Unkenntlichkeit verwittert, aber die Träume, die das ehrgeizige Herz bei der Arbeit geträumt, sind auf das glänzendste in Erfüllung gegangen. Der Name Angelika Kauffmann hat einmal zu den gefeiertsten der europäischen Kunst gezählt, alle Großen dieser Welt sind im Atelier Angelikas aus- und eingegangen, Könige und Kaiser haben sich von ihr porträtieren lassen, die edelsten Dichter unserer klassischen Literaturperiode sind ihre Gäste und Freunde gewesen, ihre Büste wurde im Pantheon zu Rom, ihr Bildnis in den Uffizien von Florenz aufgestellt . . .

Ich will versuchen, die vielverschlungenen, nicht selten romanhaft abenteuerlichen Wege zu zeichnen, auf denen „des Bregenzer Waldes berühmteste Tochter" aus der Verborgenheit ihres Heimattales auf die Höhen der internationalen Berühmtheit emporstieg.



Das Wunderkind.

> Alles vereinigte sich, dieses Mädchen bewundernswürdig zu machen, und jedermann rühmte sie als ein Wunder an Talent und Verstand.
>
> Alois Weinhart.

Der alte Johann Joseph Kauffmann war ein Wäldler durch und durch: bieder und gutmütig, beweglich und verständig, mit natürlichem Geschmack begabt und durch eine gewisse Grazie des Geistes ausgezeichnet. Wenn man ihn einen Künstler nennt, so tut man vielleicht unrecht, denn die reisenden Virtuosen des achtzehnten Jahrhunderts waren weit davon entfernt, Künstler im heutigen Sinne des Wortes zu sein. „Pfui, schämt Er sich denn nicht, als Sohn eines Regierungsrats Maler werden zu wollen!" fuhr der Herzog Karl von Württemberg noch im Jahre 1779, als die Verhältnisse sich bereits gebessert hatten, den Zögling seiner Karlsschule Eberhard Wächter an. Der „Künstler" war eben damals ungefähr in der gleichen Weise geachtet oder vielmehr mißachtet, wie die Komödianten, denen

sie auch insofern glichen, als sie ihr Gewerbe im Umherziehen betrieben. Schauspieler, Maler, fahrende Sänger, Messerschlucker — wer wollte da viel Unterschied machen! Arme Teufel, die nach der Laune ihres Publikums tanzen mußten, waren sie ja alle miteinander, und es verschlug im Grunde wenig, ob der eine die Gaffer des Jahrmarktes, der andere die liebe Bürgerschaft, der dritte die Kavaliere und Fürstlichkeiten zu bedienen hatte.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bedeutet, — abgesehen von Frankreich, wo Watteau, Boucher, Pater, Lancret, Oppenord, Meudon, Meissonier die Rokokokunst schufen — ein Zeitalter der trostlosesten Verkümmerung der Künste, besonders der Malerei. Der helle Freudentag der Renaissance, die nächtliche Orgie des Barock waren vorüber gerauscht, und mit wüstem Kopfe saß Europa unter trübem Himmel da und gähnte. O, so müde war man, so abgespannt und erschöpft, so leer, so zum Entsetzen leer und ausgemergelt! Schöpferische Ideen? Ein Königreich für einen gesunden, frischen, neuen Einfall! Nur, um nicht völlig einzuschlafen, hantiert man mit Pinsel, Farbe und Palette. Kann man nichts schaffen, so kann man zur Not doch kopieren und variieren. Die großen Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die unvergleichlichen Niederländer des siebzehnten haben ja so endlos viel hinterlassen, womit verarmte Erben sich ihr graues Elend ein wenig herausstaffieren können!

Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!

Es ist mehr Betriebsamkeit als Kunsttätigkeit, hat ein geistreicher Maler gesagt; die Kunst versinnbildlicht sich nicht durch das Flügelroß, sondern durch das Steckenpferd. Und damit berühren wir ein zweites Kennzeichen der Epoche: die Kunst ist nicht mehr Sache schaffender Künstler, sondern auftraggebender Liebhaber: der Grafen, Barone, Prälaten, Duodez- und Großfolio-Fürsten im Stil von Versailles. Der Liebhaber befiehlt, der Maler gehorcht, der König sprach, der Page lief. Es gab damals förmliche Kunstjockeys, die auf Befehl ihres Herren bald in dieses, bald in jenes Meisters Sattel stiegen, Leute, die jedes Italieners und Niederländers Pinselführung, Lasuren, Farbenmischung, Verteilung von Licht und Dunkel, Proportionen der Körper, Anordnung der Falten gar trefflich verstanden und heute wie Rubens, morgen wie Raffael, übermorgen wie Annibale Caracci arbeiteten, ohne ihrem Vorbild äußerlich das Geringste nachzugeben. Denn das muß gesagt werden: Das technische „Malen können" war in dieser Zeit der Phantasielähmung bis zu einem Grade ausgebildet, der uns noch heute in Staunen versetzt, wenn wir in den Galerien seinen Zeugnissen begegnen.

Johann Joseph Kauffmann hantierte als ein bescheidener Malermeister in seinem schönen

Schwarzenberg sowie in den Schlössern, Klöstern, Kirchen, die sich seines Pinsels in der soeben geschilderten Weise bedienen mochten. Es ging ihm nicht eben glänzend, denn die Dorfmaler pflegten zu keiner Zeit über große Einkünfte zu verfügen, allein er schlug sich wacker durch und durfte sogar, als ihn der Bischof von Chur zur Ausführung etlicher Aufträge in seine Stadt berief, an die Gründung eines eigenen Hausstandes denken.

Diese Eheschließung erfolgte natürlich ganz im Stil des „Malbetriebs im Umherziehen". Nicht einmal zwei Jahre hält sich Kauffmann in dem ihm ganz fremden Chur auf, aber als er 1742 nach Morbegno im Veltlin bestellt wird, nimmt er nicht nur eine Gattin, sondern auch ein elf Monate altes Töchterchen mit und hat außerdem die schöne Kleopha Lutz — so nannte sich die erkorene Ehegefährtin — vom Protestantismus zum Katholizismus bekehrt. Man kann unmöglich prompter leben. Man muß aber freilich auch sein ganzes Hab und Gut im Rucksack über Land tragen können, wenn man zu solchen Leistungen aufgelegt und fähig sein will.

Das elf Monate alte Töchterchen, das der brave Johann Joseph Kauffmann per pedes apostolorum nach Morbegno trug, indes die treue Gattin mit dem leichten Malgerät hinterdrein marschierte, war am 30. Oktober 1741 in einer dürftigen Herberge zur Welt gekommen und hatte in der Taufe den süßen Namen Angelika erhalten.

Wenn man weiß, daß ungefähr um die gleiche Zeit ein junger Künstler heranwuchs, der von seinem ehrgeizigen Vater „Anton Raphael“ getauft worden war, damit er dereinst den Ruhm Antonio Correggios mit jenem Rafaele Santis vereinige, so könnte man auch dem biederen Kauffmann wohl hochfliegende Pläne andichten, indem man den Namen seiner Tochter mit demjenigen Fra Angelicos in Verbindung brächte. In der Tat würde es kaum schwer fallen, gewisse Parallelen zwischen dem frommen Maler von Fiesole und dem sanften Wesen, das sich später aus unserem Zigeunerkind entwickelte, nachzuweisen; aber andererseits ist es mehr als fraglich, ob Johann Joseph Kauffmann den Florentiner Frate überhaupt gekannt hat, und außerdem weiß man ziemlich zuverlässig, daß die Patin seines Kindes eine Klosterfrau von Salis-Seewis mit dem Ordensnamen Angelika gewesen.

Die kleine Angelika also wuchs zu Morbegno auf, wo ihre Eltern Aufträge und Nahrung genug fanden, um bis zum Jahre 1752 zu verweilen. Sie war außerordentlich schön, die kleine Angelika, und was noch bemerkenswerter: sie entpuppte sich alsbald als eines jener bedauernswürdigen Geschöpfe, die man Wunderkinder nennt. „Mit ihrem sechsten Jahr machte sie Entwürfe zu Kartons, um die südliche Wand des Hauses mit einem allegorischen Gemälde, die vier Jahreszeiten vorstellend, zu versehen, die der Vater auch tatsächlich mit Kohle hinzeichnete.“ Ist das

glaubhaft? Ich weiß es nicht, aber man kann es gedruckt lesen. Sicher ist dies: Als man Angelika schreiben lehrte, machte man alsbald die Wahrnehmung, daß sie die Buchstaben der Nürnberger Vorlageblätter sehr schlecht, die Schnörkel und Ornamente dagegen ganz ausgezeichnet nachahmte. Nun erwachte in den Eltern natürlich der Wunsch, die seltsame Befähigung ihres Kindes näher zu erforschen. Vater Johann führte die Kleine auf den Söller, den er sein Atelier nannte, legte ihr Kupferstiche vor und ließ sie danach auf alten Papierfetzen herumkritzeln. Das Abenteuer gelang über Erwarten. Kaum fühlte sich das Kind zwischen dem Spinnweb, dem Staub, dem Firnis und den Farben der Werkstatt einigermaßen heimisch, so wollte es von Spiel und Puppen nichts mehr wissen, sondern hockte den ganzen Tag am Zeichentisch oder schaute dem Vater bei der Arbeit zu.

Man erzählt von dem alten Ismael Mengs, daß er seinen Anton Raphael und seine zwei Töchterchen vom ersten bis zum letzten Hahnenschrei in seinem Atelier eingeschlossen und die armen Kinder bei ungenügender Leistung mit den schwersten Züchtigungen gequält habe. Nur bei Nacht führte er die unglücklichen Geschöpfe aus ihrem Kunstkerker hinaus und ließ sie im Mondschein, an abgelegenen Stellen, sich ein wenig ergehen. Auch die Biographien anderer Berufs- und Zeitgenossen Angelikas beweisen, daß man damals den schamlosesten Handwerksdrill an

Künstlerkindern losgelassen hat, eine Erscheinung, die um so erklärlicher ist, als ja in der mechanischen Geschicklichkeit von Hand und Auge die ganze Kunst beschlossen lag. Was Angelika betrifft, so müssen wir es dahingestellt sein lassen, in wie weit ihr eigener Trieb sie den Spielen der Jugend entfremdet hat, in wie weit sie dem Willen des Vaters gehorchen mußte, der natürlich die ganze Eitelkeit und Beweglichkeit von Eltern, die Wunderkinder besitzen, an den Tag legte. Angelika selbst hat sich später stets nur mit der äußersten Zurückhaltung über ihre Erziehung verbreitet, doch wird sie von Herder, dem sie sich wohl am tiefsten offenbart, stets als „armes Opferlamm ihres Berufes", als „ergebungsvolle Märtyrin der Kunst" bezeichnet.

Im übrigen war der alte Kauffmann all sein Lebtag ein treu besorgter Vater und dazu ein Lehrer, wie man ihn sich besser kaum wünschen könnte. Mangelte ihm alles, was den Künstler vom bloßen Virtuosen und Handwerker unterscheidet, so besaß er doch in Fülle, was der Maler können und wissen muß, ehe er sich zu den Höhen der Kunst überhaupt emporwagen darf. Nirgendwo hätte Angelika besser als bei ihm lernen können, was in der Kunst überhaupt lernbar ist. Auch traf es sich sehr günstig, daß der Alte seine Mittelmäßigkeit viel zu klar empfand, um seinem Zögling den Stempel der eigenen Individualität aufzuprägen. Angelika mußte unter seiner Führung viel, mußte vielleicht wider ihren Willen studieren,

aber in dem schöpferischen Kern ihres Innenlebens blieb sie frei, durfte sich nach eigenem Wunsch und Gesetz entwickeln.

Elf Jahre alt kam das Wunderkind nach Como. Und das war nun ein lieblicher und zugleich ironisch stimmender Anblick, wenn das reizende kleine Geschöpf mit der Mappe unterm Arm des Morgens am See entlang spazierte und in den Villen vorsprach, wo schöne Frauen, hübsche Kinder, müßige Männer ihm gern zum Bilde saßen, ihm schmeichelten und mit einer Schachtel voll Konfekt das Honorar für eine Zeichnung beglichen. Sogar der Bischof von Como konnte der Verlockung nicht widerstehen, sich von dem seltsamen Malprinzeßlein, das in aller Leute Munde war, porträtieren zu lassen.

Überall gefeiert und geliebkost, lebte Angelika wie in einem Taumel. Der Beifall, den ihre Erstlinge fanden, berauschte ihr Herz, und die südliche Fülle der Landschaft, der romantische Zauber der vornehmen Gärten, die klassischen Statuen, die aus dem Dunkel der Laubgänge leuchteten, das alles übte auf ihren Kindersinn einen tiefen, für alle Zukunft entscheidenden Einfluß aus. Hier in dieser weichen, von Rom gleichsam träumenden Welt mag zuerst jenes seltsame Schmachten über sie gekommen sein, das nachher ihr ganzes Schaffen gekennzeichnet und wofür ein feinsinniger Forscher das Wort „Sentimentalität der Antike“ gefunden hat.

Natürlich vermochte das junge Wesen die Zeichen der Sehnsucht, die seine Brust durchzitterte, vorläufig noch nicht zu deuten. Angelika empfand zunächst nur ein heiliges Begehren nach Schönheit, vor dem die Handwerksweisheit des väterlichen Unterrichts in nichts zusammenschrumpfte. Nur ein wenig ursprüngliche Entschlußfähigkeit hätte gefehlt, so wäre sie ihren Eltern auf und davon gegangen. Da der Drill ihr diese Entschlußfähigkeit genommen hatte, so riß sie wenigstens alles, was ihr an Bildungsmitteln zugänglich war, mit Leidenschaft an sich: sie suchte mit allen guten und klugen Menschen, die ihr mehr als Malrezepte und italienische Vokabeln zu geben hatten, in regen Verkehr zu treten, sie saß mit wahrhaft verzehrendem Eifer hinter allen gelehrten oder poetischen Schriften, die sie in ihr Stübchen einschmuggeln konnte, sie begehrte sogar Gesangunterricht zu nehmen, weil sie das, was in ihrem Inneren lechzte und schrie, noch am ehesten in Tönen zum Ausdruck zu bringen hoffte.

Der alte Kauffmann sah recht wohl, daß sein Wunderkind an einem gefährlichen Wendepunkt der Entwicklung angelangt war. Er dachte, daß er sich des aufgestörten und trachtenden Kinderwillens am sichersten bemächtigen könnte, wenn er ihm einen größeren Schauplatz sowohl zu rezeptiver als produktiver Wirksamkeit erschlösse. Angelika hatte bisher nichts gesehen, als die dürftigen Arbeiten ihres Vaters,

nunmehr sollte sie die großen Meister der Vergangenheit an Ort und Stelle kennen lernen. Und so beginnt denn jene große Irrfahrt, die durch fast alle Städte Italiens ging und nicht eher endete, als bis eine englische Dame die junge Malerin nach London entführte.



Die Sängerin.

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein; wohl aber in einem Zeitalter der Aufklärung.

Kant.

Das achtzehnte Jahrhundert war ein krankes Jahrhundert. Eine schwere Zerrüttung aller Verhältnisse, besonders der kirchlichen und staatlichen, lastete auf den Gemütern. Die teils in Formelkram verknöcherte, teils mit hohlen Deklamationen prunkende Kirche hatte dem Menschen die unabweislichen Forderungen der denkenden Erkenntnis geraubt, der Staat die der Menschennatur innewohnenden unveräußerlichen Rechte und Freiheiten des Daseins und Handelns zu Zerrbildern entstellt.

Als das Jahrhundert seine Krankheit erkannte, sah es sich nach einem Arzte um. Es bestellte sich zunächst den aus England gebürtigen Deismus. Dessen vornehmster und einflußreichster Spezialist war Voltaire, und Voltaire verschrieb dem Patienten das Rezept: Bekämpfung der Kirche, Ableugnung des Offenbarungsglaubens,

aber Festhalten an der Persönlichkeit Gottes und an der persönlichen Unsterblichkeit.

Die Dosis war stark. Aber die Krankheit des Jahrhunderts war stärker. Also brauchte man einen Arzt, der kräftigere Heilmittel liebte, und als solcher fand sich Diderot mit seinen Assistenten, den Encyklopädisten. Offener und entschlossener Materialismus heißt das Medikament, das jetzt verordnet und beim Apotheker gekauft wird. „Das Leben der Natur wird nicht als von einem überweltlichen Schöpfer und Erhalter abstammend, sondern als in ureigener Gesetzmäßigkeit in sich selbst ruhend betrachtet; Theologie und Metaphysik werden Naturwissenschaft."

Auch dies Heilmittel machte das kranke Jahrhundert nicht gesund. Aber es fruchtete doch insofern, als es dem Patienten die Augen über seinen eigentlichen Zustand öffnete. Woran war er eigentlich krank? Doch nur an der Lähmung all seiner schöpferischen Fähigkeiten, doch nur an der Verdorrung all seiner Gemüts- und Herzenskräfte! Wie aber sollte der Rationalismus Voltaires, der öde Verstandeskultus der Encyklopädisten die schöpferischen Kräfte der Menschenbrust aus ihrer Erstarrung befreien, wie sollte dürres Wissen aus dürrem Erdreich einen jungen blühenden Frühling hervorzaubern?

Der dritte Arzt, den sich das Jahrhundert verschrieb, hieß Empfindsamkeit. Die unbefriedigte Gemütsinnerlichkeit lehnte sich gegen die Lehren des Materialismus auf, der Idealismus des Herzens,

das seine Rechte an die beschränkende Oberherrschaft des Verstandes nicht abtreten wollte, forderte die Rückkehr zu Gott und Unsterblichkeit, wenn auch nicht auf Grund der Offenbarung und des Kirchenglaubens, so doch auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühlslebens. Diese Epoche wird durch Rousseau bezeichnet; sie findet besonders auch in den deutschen Gefühlsphilosophen, in Hamann, Herder, Jakobi, einen weithallenden Nachklang.

Vom Herzen her kam endlich dem kranken Jahrhundert die Genesung. Und zwar war es zuerst die deutsche Musik, welche das Nahen der Gesundheit ankündigte. Sehr schön sagt Hermann Riegel: Die erste Tat des deutschen Geistes, als er, in dem tiefen Verfall des äußeren und inneren Daseins der Nation zur Besinnung gelangte, gleichsam über sich selber nachdachte, waren Töne der heiligsten und innigsten Empfindungen, die die Seele gleich einem frommen Gebete hinaufsandte in die ewigen Höhen. Nicht nach außen, die Dinge und Verhältnisse gestaltend, wandte sich der deutsche Geist, nicht in Formen der bildenden Kunst, ja nicht einmal in Worten sprach er sich aus, — er wählte absichtslos das innerste und innigste Mittel, sich zu äußern, die Musik. In die kunstreich geordneten Töne ergoß er seine Empfindungen mit einer Macht, Tiefe und Reinheit, die zu allen Zeiten jedes empfindende Herz rühren und erheben muß. Heiliger Begeisterung und lauterer Frömmigkeit voll dichtete Sebastian

Bach seine unsterblichen Schöpfungen, die bei der treuesten und unbedingtesten Hingabe an den Willen Gottes — man erinnere sich des herrlichen Chorals: „Was mein Gott will, gescheh' all' Zeit" — von dem männlichsten Ernst und der sichersten Kraft getragen sind. Händel war äußerlich mehr begünstigt als Bach, der bescheidene Kantor der Thomasschule zu Leipzig. Er lebte, als er seine großen Oratorien schrieb, in London, umgeben von den ersten Sängern und Virtuosen des Zeitalters, über deren Talent er verfügte, getragen von der Gunst der Großen, beglückt von der Teilnahme weitester Kreise. Er schrieb nicht bloß groß, sondern auch glänzend, wurde viel früher anerkannt als Bach, obwohl er dessen Tiefe auch nicht entfernt erreichte. Besonders reich an musikalischem Leben war aber das deutsche Österreich, das fast zu gleicher Zeit Gluck, Haydn und Mozart beherbergte und besonders in den weltlichen Gärten des Herzens alle Süßigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts mit Bienenzierlichkeit zu sammeln wußte.

Was Italien betrifft, so war dort die Harmonie der Renaissancebildung seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zerstört, die nationale Kraft des Volkes, wie in Deutschland, gebrochen. Keineswegs erstorben waren jedoch die künstlerischen Triebe, keineswegs erstorben vor allem die Genußsucht und die Üppigkeit. Und das ist nun der große Unterschied zwischen dem germanischen Norden und dem romanischen Süden: während

sich droben alles heiligt, verklärt, verinnerlicht und folglich schöpferisch wird, schwelgt man in Italien in äußerem Glanz, Vergnügen, Oberflächenzauber und kommt über formelle Schönheiten nicht hinaus. Es ist die Zeit der großen neapolitanischen Schule unter Alessandro Scarlatti und der venetianischen unter Antonio Lotti. Oper, Kammermusik, Kunstgesang und Instrumentation werden aufs blendendste ausgebildet. Italienische Komponisten, Sänger und Instrumentalkünstler ziehen in alle Lande und werden mit Schätzen geradezu überschüttet. — — —

Angelika Kauffmann, aus österreichischem Boden entsprossen und in Italien herumirrend, konnte natürlich weder die nordische Andacht in ihrer ganzen Hoheit, noch das italienische Arien- und Schnörkelwesen in seiner ganzen Grazie begreifen. Aber die musikalische Leidenschaft der Zeit hatte auch sie ergriffen und zwar mit einer solchen Gewalt, daß sie die nächsten zwölf Jahre ihres Lebens in qualvollen Zweifeln über ihren wahren Beruf verbrachte. Sollte sie wirklich Malerin werden? Wer hatte sie denn dazu bestimmt? Sie selber doch ganz gewiß nicht! Und wenn auch sie selber: konnte ein unmündiges Kind die ernste Frage der Berufswahl lösen? Sie hatte nach dem einstimmigen Urteil aller Verständigen großes Talent zum Zeichnen an den Tag gelegt, aber wäre ihr Vater zufällig Musiker statt Maler gewesen und hätte er sie singen statt zeichnen lassen, er würde wahrscheinlich eine ebenso ge-

lehrige und erfolgreiche Schülerin an ihr gehabt haben, wie jetzt. Denn die Natur hatte Angelika eine wundervolle Stimme geschenkt, ihr Vortrag ergriff das Herz, ihre musikalische Begabung erregte in Italien das Staunen aller, die sie hörten. „Angelika erhob ihre Stimme und hauchte eine überraschende Süße in ihre Akkorde. Die Harmonien, einmal schon an die Mischungen ihrer Palette gefesselt, wurden ihr zum zweitenmal dienstbar, wenn ihre Hand die Saiten des Klaviers oder die Saiten der Zither berührte."

Um Angelikas Lage zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, daß sie ihr musikalisches Talent in Italien, dem Lande der schwärmerischsten Musikbegeisterung, entdeckte, wo man nicht nur mehr als anderwärts sang und musizierte, sondern den Musiker und Sänger auch gesellschaftlich zu feiern begann. Wo immer Angelika weilte, in Mailand, Parma, Bologna, Florenz, sie brauchte bloß zum Zeitvertreib, während sie von der Staffelei zurücktrat oder eine Leinwand grundierte, ein Liedchen anzustimmen und sofort liefen die Nachbarn und Hausgenossen hinzu, um sie von dem „dornenvollen Pfade der Malerei" hinwegzulocken, indem sie den Pfad der Musik so blumenreich und ruhmbesonnt wie nur möglich schilderten. Beifall, Vergnügen, Reichtümer, der sichere Lohn schöner Sängerinnen, wurden ihr mit dem ganzen Farbenzauber südlicher Beredsamkeit vor die Augen gestellt. Auch verfehlte man nicht, darauf hinzuweisen, daß der

Vater zu altern beginne, daß seine Vermögensverhältnisse mehr als mittelmäßig seien, daß sein Beispiel mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit lehre, wie schlecht die Malerei ihre treuesten Diener belohne. Schließlich wurde wohl gar die zarte Leibesbeschaffenheit Angelikas ins Treffen geführt und der übermenschlichen Anstrengungen gedacht, welche ein bis zur täuschenden Nachahmungsfähigkeit gehendes Studium der alten Maler mit sich bringe.

Angelika, seit ihrer frühesten Kindheit an Schmeicheleien gewöhnt, hörte nichts lieber, als wenn man ihr eine ruhmvolle Zukunft in Aussicht stellte. Berühmt mußte sie auf alle Fälle werden, dafür war sie ja ein Wunderkind; ob sie es aber durch die Malerei oder durch die Musik werden sollte, das war eine schwierige Frage und hing nicht bloß von der Größe des zu erwartenden Erfolges ab. Die Malerei — je nun, Angelika sah ja jetzt in Italien alles Herrlichste, was sie geschaffen, sie bemühte sich ja mit allem Eifer, zu schauen, zu kopieren, ihre Kenntnisse zu erweitern; allein, wenn sie ganz aufrichtig sein wollte, so mußte sie sich doch eingestehen, daß die tiefsten und innigsten Wünsche ihres Herzens von der bildenden Kunst nicht befriedigt wurden, daß ihr Gemüt entschieden reicher und schöpferischer veranlagt war, als ihr Auge, daß sie im Grunde ihres Wesens eine musikalische oder wenn man will lyrische Natur war, während ihre malerisch-plastische Gestaltungskraft mehr

oder minder auf das Talent der Nachahmung beschränkt blieb.

Angelika hätte von Herzen gern ihre Pinsel und Farben im Stiche gelassen, wenn der Vater nicht mit eiserner Unerbittlichkeit darauf bestanden wäre, daß sie auf dem begonnenen Wege weiterschreiten solle. So hartnäckig aber der alte Kauffmann bei seinem Entschlusse blieb und eine so zärtliche, gehorsame Tochter Angelika war, einmal gewann es doch den Anschein, als ob die Leidenschaft für die Musik alle hemmenden Schranken gewaltsam durchbrechen wolle. Das war in Florenz, als Angelika ungefähr achtzehn Jahre alt war und im vollen Reiz ihrer holderblühten Jungfräulichkeit prangte. Ein junger Musiker machte ihr damals den Hof, und ihr Herz brachte dem schönen Werber eine mehr als oberflächliche Neigung entgegen. Lange und schmerzlich rang sie mit sich, ob sie den Vater verlassen und dem Geliebten folgen solle. Denn sich für den Freund entscheiden, hieß zugleich zur Musik übergehen, was er ausdrücklich verlangte: eine zwiefache Wahl fürs ganze Leben. In ihrer höchsten Gewissensnot nahm Angelika ihre Zuflucht zu einem Geistlichen, in den sie großes Vertrauen setzte, und bat ihn um seinen Beistand. Dieser hielt ihr natürlich die großen Gefahren vor, die einem jungen Mädchen auf der musikalischen Laufbahn begegnen könnten, und gab ihr zu bedenken, wie wenig dauerhaft der Ruhm des Theaters im Vergleich zu jenem der Malerei sei. Angelika aber war

nicht nur ein sehr ehrgeiziges, sondern auch ein sehr frommes Mädchen: sie trennte sich auf den Zuspruch des Priesters hin sowohl von ihrem jugendlichen Verehrer wie von ihren musikalischen Zukunftsplänen, fest entschlossen, mit unverrückbarer Beharrlichkeit bei der Malerei auszudauern.

Der Musiker verabschiedete sich unverzüglich und hat nie wieder von sich hören lassen.

Wie teuer übrigens Angelika ihr Verzicht zu stehen kam und wie schmerzlich sie darunter litt, bezeugt mehr als ein Gemälde, das sie damals ihrer Verzweiflung abgerungen hat. Auf einem Bilde, das Orpheus darstellt, der Eurydike dem Orkus entführt, trägt der antike Sänger die Züge jenes Freundes, „der auf ihren Lebensweg gestellt zu sein schien, um ihr eine einzige süße Stunde in der Gegenwart und tausend leidvolle in der Erinnerung zu schaffen. Der Genius der Musik verkörperte sich und nahm die Gestalt jenes sanften, trauernden Verwiesenen an; sie sang und klagte, um ihre Seele mit der seinigen zu vereinen."

Schon merklich ruhiger und gefaßter spiegelt ein anderes Gemälde die geheimen Herzenskämpfe jener Tage. Man erblickt darauf eine Jungfrau, die Angelikas Züge trägt, zwischen zwei symbolischen Frauengestalten, von denen die eine als Muse der Malerei, die andere als solche des Gesanges gefaßt ist. Beide Göttinnen versuchen das schöne Mädchen zu überreden, ihnen zu folgen. Das Mädchen aber gibt nur der Malerei Gehör.

Selbstverständlich gab Angelika, indem sie auf

die musikalische Laufbahn verzichtete, nicht auch ihre musikalischen Liebhabereien auf. Noch 1768 berichtet Sturz über einen Besuch, den er in ihrem Atelier machte: „Unsere Landsmännin Angelika fand ich heute mit dem Klopstockschen Messias in der Hand und Popes Homer lag in der Nähe. Sie liest beide mit Entzücken, aber der Deutsche ist ihrem Herzen näher; er veredelt ihr Gefühl und erhebt sie bis zu seiner Schöpfung. Ihr empfänglicher Geist ist ganz auf platonischen Wohlklang gestellt. Der Charakter ihres Gesichtes gehört zu der Gattung, welche Domenichino gemalt hat: edel, schüchtern und bedeutend, anziehend und mitteilend. Man wird sie nirgends flüchtig gewahr, sondern sie hält den Blick des Beobachters fest; ja es gibt Augenblicke, wo sie tiefere Eindrücke macht. Wenn sie vor ihrer Harmonika Pergolesis Stabat Mater dolorosa singt, ihre großen, schmachtenden Augen, pietosi a riguardar, a mover parchi, gottesdienstlich aufschlägt und dann mit hinströmendem Blicke dem Ausdruck des Gesanges folgt, so wird sie ein begeistertes und begeisterndes Urbild der heiligen Cäcilie . . .“



Rokoko.

„Minne zu pflegen, ist die lockendste Aufgabe, nach der Insel der Cythere zu segeln, ist das reizendste Ziel für die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Das Schiff steht bereit, welches die Pilger aufnimmt, Amoretten lustig flatternd weisen den Weg. Schon eilt auch eine stattliche Schar Männer und Frauen dem Gestade zu; die wenigen Paare, die noch zurückgeblieben sind, werden nicht lange zögern, sich anzuschließen."

Anton Springer.

Während Angelika sich auf ihren Reisen um die alten Meister begrabener Zeiten mühte, war in Frankreich eine funkelnagelneue Kunst zur Welt gekommen, die sich anschickte, das ganze schöngeistige Europa zu erobern. Ludwig XV. hatte den Thron des Geschmacks bestiegen, der von Ludwig XIV. gepflegte Sinn für das Heroische war erloschen, das streng gemessene Zeremoniell von Versailles hatte sich ermuntert und beschwingt, Kabinett und Boudoir waren in den Mittelpunkt der Geselligkeit gerückt, die Frau hatte die Herrschaft über Sitte, Leben und Welt ergriffen.

Unter Ludwig XIV., sagt Hettner, war alles steif und geregelt und nach Vorschrift gewesen. Die großen Aufschläge, die Rockschöße und nicht

minder die ebenso langen Westenschöße waren sogar mit Drahtsieb ausgesteift; Kragen, Halstuch, Manschetten waren gestärkt, damit ja kein Fältchen sich verschiebe; die mächtige und unbequeme Allongenperücke nötigte unabwendbar zu gravitätischer Haltung. Jetzt unter der Regentschaft und der Regierung des fünfzehnten Ludwig geht alles auf Zwanglosigkeit und keck zugreifende Leichtfertigkeit. Das steife Futter der Schöße verschwindet allmählich; statt der großen Allongenperücke erscheint das gepuderte Haar, aber so frisiert, daß keine rasche Bewegung ihm etwas anhaben kann, und hinten als Zopf zusammengebunden; in der Wäsche affektiert man eine gewisse saubere Nachlässigkeit. Und damit ist es völlig übereinstimmend, daß auch in der Wohnung alles weichlicher und verführerischer wird. Die Gemächer werden kleiner. Man liebt nicht mehr die starren, glänzenden Prachtsäle; man lebt, liebt, plaudert und genießt in kleinen Salons und Boudoirs. Wie der Tee und der Kaffee, so kommt jetzt auch das morgenländische Sofa, das weiche und gepolsterte, mit seinen zu jedweder Anordnung leicht verschiebbaren Kissen, zu allgemeiner Beliebtheit. Mit dem Sofa erscheint der bequeme, ebenfalls schwellend gepolsterte Armstuhl, der Fauteuil, die mittelalterlichen hohen und geradlinigen Lehnstühle verdrängend. Farbige, schwerseidene Fenstervorhänge, das Licht wollüstig zu dämpfen; an den Wänden üppige Bilder und große goldumrahmte Spiegel; am marmornen



Angelika Kauffmann; Selbstbildnis in Bregenzer Landestracht.
Gemälde im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Kamin, auf Tischen und Konsolen tausend Niedlichkeiten von Nippes, Porzellanfigürchen, reichverzierte Stutzuhren. Alle Möbel und Wände mit einem goldenen Schaum von Schnörkeln und Kräuselwerk bedeckt. Im ganzen Zimmer Parfüms, welche die Luft versüßen.

Das ganze Leben der vornehmen Gesellschaft, die das Hofkleid mit dem Schäfergewand, Würde mit Galanterie und Koketterie vertauschte, war nach einem feinen Wort Muthers ein heiteres Spiel, ein sorglos ausgelassenes Tändeln geworden. Der König spielte mit der Krone, der Priester mit der Religion, der Philosoph mit dem Geist, der Poet mit der Dichtkunst, der Maler mit der Malerei. Sie hörten noch nichts von der dumpfgrollenden Stimme der Enterbten, die sich nur zu bald vernehmlich machen sollte, sie hatten keine Ahnung davon, daß, während sie Schäferspiele und ländliche Feste veranstalteten, die verarmten, hungernden Bauern wie die Fliegen dahinstarben, das städtische Proletariat und Kleinbürgertum die schwieligen Fäuste ballte. Car tel est notre plaisir! — Après nous le déluge! — Was diese Zeit an Schönheit und Liebreiz besaß, ihre eigentümliche Grazie und kecke Leichtigkeit, ihre sorglose, nicht zu trübende Heiterkeit, das war ein so kunstvolles und wenn man will künstliches Gebilde, daß es der rauhen Wirklichkeit unmöglich standhalten, dafür aber durch die Kunst geradezu in die Unsterblichkeit eingehen mußte. Leicht und graziös wie das Leben dieses harmlos

Kamin, auf Tischen und Konsolen tausend Niedlichkeiten von Nippes, Porzellanfigürchen, reichverzierte Stutzuhren. Alle Möbel und Wände mit einem goldenen Schaum von Schnörkeln und Kräuselwerk bedeckt. Im ganzen Zimmer Parfüms, welche die Luft versüßen.

Das ganze Leben der vornehmen Gesellschaft, die das Hofkleid mit dem Schäfergewand, Würde mit Galanterie und Koketterie vertauschte, war nach einem feinen Wort Muthers ein heiteres Spiel, ein sorglos ausgelassenes Tändeln geworden. Der König spielte mit der Krone, der Priester mit der Religion, der Philosoph mit dem Geist, der Poet mit der Dichtkunst, der Maler mit der Malerei. Sie hörten noch nichts von der dumpfgrollenden Stimme der Enterbten, die sich nur zu bald vernehmlich machen sollte, sie hatten keine Ahnung davon, daß, während sie Schäferspiele und ländliche Feste veranstalteten, die verarmten, hungernden Bauern wie die Fliegen dahinstarben, das städtische Proletariat und Kleinbürgertum die schwieligen Fäuste ballte. Car tel est notre plaisir! — Après nous le déluge! — Was diese Zeit an Schönheit und Liebreiz besaß, ihre eigentümliche Grazie und kecke Leichtigkeit, ihre sorglose, nicht zu trübende Heiterkeit, das war ein so kunstvolles und wenn man will künstliches Gebilde, daß es der rauhen Wirklichkeit unmöglich standhalten, dafür aber durch die Kunst geradezu in die Unsterblichkeit eingehen mußte. Leicht und graziös wie das Leben dieses harmlos

genießenden Geschlechts, glitt auch seine Kunst, geführt von Liebesgöttern und von schmeichlerischen Winden geküßt, mühelos dahin, so mühelos, daß ihre barbarische Nachfolgerin, die ihrer Herkunft gemäß bloß das Mühevolle zu schätzen wußte, sie verachtete, während das jetzt lebende Geschlecht sich kaum eine entzückendere Harmonie von Leben und Kunst denken kann, wie das zierliche, zärtliche Rokoko.

Angelika natürlich hätte lange in den staubigen Galerien Italiens herumsitzen und Kopien anfertigen können, ohne von dem Wechsel des Geschmacks etwas zu erfahren, wenn nicht der Zufall sie mit jenen eleganten und koketten Kreisen in Berührung gebracht haben würde, wo man die Pariser Mode zuerst und am begierigsten aufnahm. Wie er's in Como getan, so ging der alte Kauffmann auch in Mailand umher und erzählte von seinem Wunderkinde. So geschah es, daß der Gouverneur der Stadt, der Herzog von Modena, das gepriesene Mädchen an seinen Hof beschied, um seine Kunstfertigkeit kennen zu lernen. Und Angelika kam, wurde gesehen und hatte gesiegt. Augenblicklich war der ganze Hof in sie verliebt. Die Herzogin von Massa-Carrara, der Kardinal Pozzobonelli, der Graf Firmian, der ganze Schwarm der Hofleute wollte von ihr porträtiert sein und bewies ihr wahrhaft rokokomäßige Artigkeiten. Angelika konnte den Pastellstift kaum noch aus der Hand legen, so groß war das Gedränge um ihre Staffelei und so unersättlich die plötzlich erwachte Leidenschaft für Pastellbildnisse. Die Kunst,

ausgeübt von einer Künstlerin, nicht von einem Künstler, das Porträt, ausgeführt in den duftigen Tönen bunter Kreiden, nicht in den klebrigen Farben der Ölmalerei, was hätte einer galanten Hofgesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts willkommener sein können, als solch eine Konstellation! Die Pastellmalerei war erst ganz kürzlich durch eine venetianische Künstlerin, Rosalba Carriera, in Paris in Mode gebracht worden, und nun pries man sich glücklich, dem verwöhnten Paris in Mailand ein Paroli bieten zu können. Angelika Kauffmann, die Pastellmalerei und eine nicht allzu raffinierte Hofgesellschaft im Zopfgeschmack — das war aber auch ein Zusammentreffen zusammengehöriger Dinge, wie man es sich kaum glücklicher und einträchtiger denken könnte. Schaut in die Kostümbücher der Zeit! Wer kennt ihn nicht, jenen greisenhaft jugendlichen Marquis mit dem gezierten Menuettschritt und dem mattlüsternen Lächeln, mit dem leichten Galanteriedegen, dem goldgestickten Rock und dem schneeweiß gepuderten Haar? Und wer kennt sie nicht ebenfalls, jene vornehme Dame mit dem Puderton, der Augen und Wimpern einen so stechenden Glanz gibt, mit den reichen Spitzenverzierungen, dem langen, engen Schnürleib und dem weitbauschigen, blumen- und maschenreichen Reifrock, mit dem tief entblößten Busen, den Schönpflästerchen und den hohen Stöckelschuhen? Zwischen diesen Menschen und der sanften, musikalischen, aller Schärfe der Charakteristik instinktiv aus dem Wege

gehenden Angelika vermittelt nun das Pastellporträt. Die Männer der Zeit sind weibisch und ohne Mark: so verlangen es aber auch Angelikas Kunst und die Leistungsfähigkeit des Pastells. Die Frauen können sich einer gewissen chiffonierten Schönheit rühmen, ohne durch plastische Formen hervorzuragen: so wollen es aber auch die Begabung der Malerin und die kapriziöse Weichheit des von ihr verwendeten Zeichenmaterials. Der leichte Puder im gelockten Haar, meint Springer, der Hauch von Schminke auf den Wangen, sie heben alles Scharfe und Bestimmte auf, verleihen dem Kopfe, freilich nur für den flüchtigen Augenblick, einen eigentümlichen Schimmer. Genußfähigkeit drücken die Züge aus, die Sinne berauschend wirken auch die luftige Hülle von Spitzen und Tülle, die flatternden Bänder, das dünne Seidengewand. Als Eintagsfliegen, im Augenblicke fesselnd, tiefere, dauernde Empfindungen zu wecken nicht im stande, so treten uns in der Geschichte und in der Poesie die Rokokogöttinnen entgegen, und so hat Angelika auch die Pastellmalerei aufgefaßt, und nur sie, die eigentlich bloß mit Schmetterlingsstaub wirkt, vermochte die flüchtigen Blumennaturen treu in der Kunst abzuspiegeln ...

Mailand war die erste Staffel, welche Angelika in ihrem Salonruf erklomm. ‚Hätte dies schmeichelhafte Hervorstellen nicht stattgefunden, wäre das Mädchen bei seiner stillen und ernsten Arbeit geblieben, es wäre ihr dienlicher gewesen.‘ — Ich kann diese Auffassung vieler Beurteiler

Angelikas nicht teilen, im Gegenteil glaube ich, daß Angelika ein großes Unglück widerfahren ist, als der Geschmack ihrer Zeit die Bahnen des Zopfstils verließ und sich der Nacheiferung antiker Vorbilder zuwandte. Angelika war in jeder Faser ihres Herzens eine echte Tochter des Rokoko. Im Schäferkleide, den Hirtenstab in der Hand, Atlaspantöffelchen an den Füßen, ein bebändertes Hütchen auf der gepuderten Coiffure, umgeben von einem Hofstaat schöngeistiger Verehrer und Verehrerinnen, so hätte sie unzweifelhaft eine weit natürlichere und tüchtigere Figur gemacht, als in der Vestalinnentracht, die sie — das Bregenzer Waldnymphlein — in der Folgezeit zu bevorzugen pflegte. Nur allein die Welt der Zierlichkeit und der Zärtlichkeit hätte sie zu einer harmonischen Persönlichkeit erziehen können, während die kalte Marmorwelt der Antike ihr die ganze Daseinsfreude aus dem kleinen Mädchenherzen scheuchen, ihr die Wangen bleichen, ihr die bunte Salonkunst zu einer kränkelnden Fastenbeschäftigung verwandeln mußte.

Leider scheint das Leben selbst darnach getrachtet zu haben, Angelika aus Mailand zu entfernen. Ein schmerzliches Familienereignis, der Tod ihrer Mutter, verleidete ihr plötzlich den ganzen Ruhm, den sie dort gefunden, und beschwerte ihr Gemüt mit einem melancholischen Bedürfnis nach Einsamkeit und Zurückgezogenheit. So ungern er's also tat, der alte, geschäftskundige Kauffmann, er mußte seines Wunderkindes Bündel schnüren und

aus dem Glanz des Hofes in die Verborgenheit seiner heimatlichen Waldtäler zurückkehren.

Schwarzenberg war das Reiseziel des Paares. Bei Michael Kauffmann, einem Onkel Angelikas, nahm man Quartier. Hier versammelten sich nun selbstverständlich alle Nachbarn, um das berühmte Fräulein zu sehen. Noch in späten Jahren pflegte Angelika zu erzählen, wie seltsam ihr damals bei der Berührung mit ihren bäuerlichen Landsleuten zu Mute gewesen sei: „Während wir die erste Mahlzeit bei Onkel Michael einnahmen, erschien der Ziegenhirt des Ortes in seinen zerfetzten Kleidern und setzte sich ohne weiteres zu uns an den Tisch. Wer hätte mir damals gesagt, mit welchen erhabenen Personen ich später zu Tische sitzen sollte, und wer sagt mir jetzt, daß ich nicht dereinst wieder mit Ziegenhirten essen werde." Auch wenn sie in späteren Jahren in ihrer eigenen Equipage zur Kirche fuhr, erinnerte sie sich oftmals ihrer Schwarzenberger Heimat: „Wie doch die menschlichen Dinge sich ändern! Als junges Mädchen mußte ich oft, um die vorgeschriebene Messe zu hören, mitten im Winter mit Anbruch des Tages zu Fuß durch kniehohen Schnee stapfen, und jetzt verleiht mir der Himmel so viele Gemächlichkeiten."

Der Aufenthalt in Schwarzenberg dauerte aber nicht lange. Kaum war die Pfarrkirche mit Decken- und Wandgemälden geschmückt, so trat der Graf von Montfort über die Schwelle, sah die Arbeit, sah Angelika und war in derselben

Weise enthusiasmiert wie vorher der Mailänder Hof. Auf seine Bitten — ich folge der Sternbergschen Darstellung — reisten Vater und Tochter nach Montfort, und wohnten daselbst auf dem gräflichen Schlosse. Jetzt fing wieder ein rechtes Rokokoleben an. Der Bischof von Konstanz kam nach Montfort, und mit ihm kamen viele geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte Herren, die es alle sehr ersprießlich fanden, mit dem jungen schönen Mädchen über Kunst zu plaudern. Gemalt wurde wenig, und das Wenige geriet nicht allzu gediegen. Was fragten jedoch die eleganten Kavaliere nach Kunstwerken, ihnen genügte die Künstlerin. Wollte Angelika Studien zu historischen Bildern machen, so verschwand rasch ein junger Baron und erschien im Kostüme Franz' I., ein Ordensritter spannte die prallen Glieder in Tricots, warf die Zither über die Schulter und stand dem Malerkinde als Troubadour mit sehr beredten Blicken gegenüber. Überall historische Musterbilder. Welche Menge Eginhardts, Egmonts, Konradins — sie traten aus jedem Saal, aus jedem Kabinett hervor: man hatte unter ihnen die Wahl. Aber auch Apostel, Märtyrer, wundersam ausgedörrte Anachoreten erschienen; Engel mit Palmzweigen und in Lilienkronen ließen nicht auf sich warten. Das alte Schloß von Montfort wurde ein Kunstfigurenkabinett eigener Art. Es wimmelte darin von berühmten Verstorbenen, durch alle Kammern liefen Visionen, besonders zahlreich war die heidnische Mythologie vertreten.

Die Biographen unserer Künstlerin sagen einstimmig, daß sie in der Periode ihrer eben erblühten Schönheit mancherlei Anfechtungen zu bekämpfen gehabt und von ihrem schwachen Vater nicht eben wirksam gestützt worden sei. Man würde aber den seelischen Feingehalt eines Wesens wie Angelika bedenklich unterschätzen, wollte man annehmen, daß die adeligen Halbbauern auf Montfort, deren plumpe Hand allen Schmetterlingsstaub von den Flügeln des Rokokolebens entfernte, ihre Tugend oder auch nur ihren Geschmack in eine ernstliche Versuchung geführt hätten. In einer Schäfergesellschaft französischen Zuschnitts wäre Angelika vielleicht für den Lebensgenuß gewonnen worden, auf Montfort mußte ihr die Nichtigkeit dessen, was sie erlebte, nur noch größere Sehnsucht einflößen, das zu gestalten, was sie träumte.

Und Angelika träumte von Italien, träumte von den Idealen der Meister, die sie dort studiert hatte, träumte von ehrlichem, großem Ruhm, den sie allein durch ihre Leistungen verdienen wollte.

Vater, sagte sie eines Tages, das Dasein, das wir hier führen, ist unser nicht würdig. Die Kunst ist nicht dazu da, großen Herren den Hof zu machen, und es kann unmöglich Sache der Künstler sein, großen Herren als Spielzeug ihren Launen zu dienen. Komm und laß uns sehen, ob wir uns nicht auf eine minder demütigende Weise durchs Leben bringen können!

Der alte Kauffmann, der sich die neun Musen

nun einmal bloß als Kammerzofen zahlungsfähiger Herrschaften denken konnte, schüttelte zwar bedenklich den grauen Kopf zu den vermessenen Worten seines Wunderkindes, aber da er das Leben auf der Walze gewohnt war, so nahm er die Gelegenheit, wieder einmal ein wenig vagieren zu dürfen, auch nicht eben ungern wahr, — das um so weniger, als die Reise diesmal bis nach Rom und Neapel hinunter gehen sollte.

Angelika, hochsinnig wie sie war, und dabei verlassen trotz aller Gönnerschaft, die sie fand, hatte sich nämlich folgenden Plan zurechtgelegt: Da sie wohl fühlte, wie unzulänglich ihr Können noch immer war, so wollte sie der Reihe nach alle Schulen Italiens studieren, um von jeder einzelnen das zu entlehnen, was sie für ihre Zwecke am besten brauchen konnte. Hier wollte sie die Zeichnung, dort die Farbe, dort die Komposition, dort das Helldunkel lernen und durch Verschmelzung der höchsten Vorzüge der berühmten Alten womöglich noch größer werden, als diese selbst. Der Eklektizismus, dem sich alle vom Rokoko unbefriedigten Maler ihrer Zeit, voran der berühmte Anton Raphael Mengs, zuwandten, schien auch ihr die einzige Zufluchtstätte und Rettung in höchster Not zu sein.

Und so besuchte sie denn abermals Mailand, wo sie ihren Ruf noch vollkommen lebendig fand, ging nach Parma, um Correggio kennen zu lernen, nach Bologna, wo sie sich in die Carraccisten verliebte, nach Florenz, wo ihr ein eigenes Zimmer

zum Kopieren der Meisterwerke angewiesen wurde. Ihr Eifer kannte damals keine Grenzen. Mit Sonnenaufgang begann sie ihre Tätigkeit und endigte nicht eher, als bis das letzte Fünkchen Licht am Himmel erloschen war. Einige schreiben dies mühevolle Ringen der Strenge des Vaters zu, sagt der Italiener Rossi, und verweisen darauf, daß der alte Herr, wenn Geschäfte ihn abriefen, Angelika in ihrem Zimmer verschlossen zu halten pflegte; allein Angelika war es ganz allein, welche dies so wollte: sie, die von dem Wunsche etwas Großes zu leisten, fast bis zum Paroxysmus beseelt war. Kam sie erschöpft und ermattet abends nach Hause und hatte sich kaum ein wenig an Speise und Trank erquickt, so ergriff sie unverzüglich die Reißfeder, um sich von neuem ihrer Arbeit zu widmen. Während ihrer Studien fand sie sogar noch Zeit, irgend ein Porträt oder ein historisches Gemälde selbständig auszuführen. Auch malte sie damals, einer höchst schmeichelhaften Einladung zufolge, für die Sammlung berühmter Künstlerbildnisse in den Uffizien ihr Selbstporträt, dessen anmutige Züge unverkennbar den Eindruck tiefinnerlicher Bescheidenheit und einer stillen Weiblichkeit machen.

Im Januar 1763 verließ sie Florenz und begab sich nach Rom, in der Absicht, dort die nämliche Weise, zu arbeiten und zu studieren, fortzusetzen. Diese Absicht sollte jedoch auf eine ganz unerwartete Art modifiziert werden, denn in Rom fanden sich neben den hinterlassenen

Werken längst verstorbener Maler auch ein paar lebendige Menschen, die sich mit der Kunst befaßten und berufen waren, einen gewissen Einfluß auf Angelika auszuüben: Anton Raphael Mengs und Johann Joachim Winckelmann. Von ihnen wurde die lernbegierige Malerin endgültig aus den rosigen Blumengefilden des Rokoko in die kühlen Tempelhallen der klassischen Marmorbraut geführt —, freilich, ohne so recht im Herzen bekehrt zu werden, denn so oft auch Angelika seitdem das Gewand der römischen Vestalin getragen, ihre kokette, graziöse Frauenhand hat der Maskerade doch stets einen niedlichen Rokokozuschnitt zu geben verstanden.



Winckelmann.

„Des deutschen Künstlers Vaterland
Ist Griechenland, ist Griechenland.“

Vermögen wir heute noch über diesen nordischen Zauberer zu schreiben, so zu schreiben, daß man den Zauber nachfühlt, den er auf seine Zeit geübt hat?

Ach, das würde ein verdrießliches Geschäft werden, denn seit einem halben Jahrhundert haben wir uns gewöhnt, die Kunstrichtung, die Winckelmann heraufbeschwor, für ein nationales Unglück, ihn selbst für einen zwar bewundernswerten, aber darum nicht minder verhängnisvollen Irrwisch anzusehen.

Ehemals aber war das ganz anders. Da schwur man nicht höher, als auf den Sohn des armen Schuhflickers aus Stendal, da schwärmte man aus ehrlicher Überzeugung für den preußischen Dorfschullehrer, den das alte Hellas sich zum Abgesandten und Bevollmächtigten seiner Schönheit auserkoren. „Zusammengescheucht von den Eisstürmen des Nordens und den Qualen einer dürftigen Existenz fast erliegend, ward der

gesegnete Mann plötzlich überschüttet von dem Blütenregen, den einst die Dichter, Philosophen und Künstler über die schöne Erde von Hellas hingegossen. An dem nächtlichen, öden, verlassenen Gestade des Baltischen Meeres riefen die Musen einem blassen Jüngling die alten heiligen Märchen, die die Welt entzückten, ins Ohr, dort sangen die neun Schwestern ihre wunderbaren Chöre und vermischten die Strophen der Sappho und des Pindar mit den melancholischen, dumpfen Klagen der Wogen. Amor und die Grazien, diese verwöhnten Lieblinge des Olymp, traten die weite Reise nach dem Norden an, und in einem Städtchen der Altmark machen sie halt und treten in das enge Häuschen des Konrektors, und während der sausende Schneesturm an das kleine Fenster heult, singen sie die Lieder Homers und die kleinen bukkolischen Hymnen Anakreons, führen sie Tänze auf, die im Saal der Aspasia einst die Jugend Griechenlands bis zum Wahnsinn entzückten. Hingestreckt auf sein elendes Lager, noch umgeben von den Vokabelbüchern und Schulexerzitien der Dorfknaben, sann der arme Konrektor dem Opfer der Iphigenia nach und sah vor sich die olympische Schönheit Apolls erstehen ..."

Winckelmanns Leben ist das Leben aller Propheten und Evangelisten: Durch Not und Trübsal schreitet er unbeirrt einem Ziel entgegen, das er selbst nur allmählich kennen lernt, das ihm aber vorschwebt als etwas Heiliges und

Untrügliches, zu dem er gelangen muß. Aus einem Wust philologischer Alleswisserei und abscheulichen Magisterzänkereien ureigentümlich deutscher Prägung arbeitet er sich in dreißig Jahren der Bedrängnis und des Jammers zu den lichten Höhen jenes Heidentums empor, auf denen später der Olympier Goethe seinen goldenen Thron und die ganze Künstler- und Literatenschar der klassizierenden Periode ihre leuchtenden Zelte aufschlagen sollten.

Die Blüte der griechischen Kunst hatte hingereicht, um selbst in ihrem Verwelken noch dem römischen Weltreich einen Glanz von künstlerischer Herrlichkeit zu verleihen. Die Bestien auf dem Cäsarenthron und die Horden der Völkerwanderung hatten das schöne Gewächs dann zerstampft, und nur in den Klöstern des Mittelalters lebte die Erinnerung an seine Blumen wie eine alte Teufelssage weiter. Als aber die Frühlingsstürme einer neuen Zeit in die Klosterzellen hineinbliesen, siehe, da wehten aus den vertrockneten Teufelsblumen die scheinbar verdorrten Samen ins offene Land hinaus und trieben Wurzeln und breiteten der Sonne Blätter und Blüten entgegen. Selbst die römischen Päpste pflegten einen Festtag zu feiern, wenn wieder eine neue Knospe sich entfaltet hatte, ein neues „Götzenbild“ aus dem Schoß der Erde hervorgegraben wurde. Die Renaissance, man sage was man auch wolle, sie war eine Wiedergeburt der Antike.

Und wieder spann sich der Lebensfaden auch dieser Kunst langsam ab. Schritt für Schritt mit dem Zerfall der gesellschaftlichen Elemente des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ging sie in Manierismus und Frivolität ihrem Untergang entgegen. Die Welt mußte wieder ganz elend, ganz hoffnungsbar, ganz zum Untergang reif werden, ehe sie sich ihres Jungbrunnens erinnerte, der sie schon einmal vor dem jüngsten Tag bewahrt hatte. Winckelmann war es, der den Brunnen fand und mit der flammenden Beredsamkeit seines Herzens den Fund verkündete. Als seine Kunstgeschichte erschien, ging ein neuer Stern leuchtend am Himmel auf, und alle Geisteskönige des Nordens wallfahrten zum Heidentum, wie einst die Mohrenkönige des Ostens zum Christentum gewallfahrt waren. Goethe, der glänzendste unter diesen Königen, setzt Winckelmanns hauptsächlichstes Verdienst nicht darin, daß er den Künstlern die Nachahmung der Antike empfohlen, sondern geradezu darin, daß er als Heide gelebt und seinen Zeitgenossen als Vorbild zu heidnischem Leben gedient habe. Bei den Alten, so führt er ungefähr aus, entfaltete sich aus der gleichmäßigen Vereinigung ihrer sämtlichen Kräfte und Fähigkeiten, aus dem gesunden Wirken der Natur als eines Ganzen eine harmonische Tätigkeit. Für sie hatte das Geschehende den einzigen Wert, nicht wie bei den Neueren das Gedachte und Empfundene. Alle hielten am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest. Der

Mensch war ihnen das Wichtigste, sie kannten die unheilbare Trennung gesunder Menschenkraft noch nicht. Auf die Welt und ihre Güter sahen sie sich angewiesen, und nur innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt fanden sie ihre einzige Behaglichkeit. Jenes Vertrauen in sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, bilden solch ein unzertrennliches Ganze, daß wir in dem höchsten Augenblick des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. Aus der Vereinigung der gesamten Kräfte entwickelt sich aber das Ideal des sinnlich Schönen, und ist dies einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so nimmt es „alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist".

Ganz abgesehen von seiner Bedeutung als Erneuerer heidnischer Lebensführung hat Winckelmann aber besonders als Vater der Kunstgeschichte großen Ruhm erworben. Er ist es, dem wir nicht nur die Kenntnis vom Wesen der griechischen, sondern vom Wesen aller Kunst verdanken, denn er hat zuerst die Geschichte der Kunst als

ein einheitliches, organisches Ganze erfaßt, worin die einzelnen Erscheinungen nichts Zufälliges, sondern notwendige Teile einer sicheren Einheit sind.

Als Winckelmann nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten in Rom anlangte, begann er seine Tätigkeit mit einem Bannstrahl wider die Franzosen, das heißt wider die Rokokokunst: ‚Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen. Ich rede nur für Künstler, denn alle Kavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg. Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich, das Altertum und er widersprechen einander.‘

Winckelmann hatte in der Zeit, die er in Dresden verbrachte, den Rokokogeschmack in üppigster Blüte gesehen. Eben waren der Zwinger und die katholische Kirche erbaut, eben die Wände dieser Bauten mit Gemälden aus der Schule Marattas, mit Bildsäulen in der Art Berninis geschmückt worden. Und obwohl Winckelmann damals noch recht wenig von Kunst wußte, so sprach er doch „aus der Tiefe seiner genialen Ursprünglichkeit“ das seitdem so berühmt gewordene Losungswort: Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.

Winckelmann stellte dem zierlich-krausen Zopfstil den hohen getragenen Stil der Antike ent-

gegen. Er haßte den prickelnden Witz und die sentimentale oder kokette Anmut, denn er war eine starke, einfache, männliche Seele, die „edle Einfalt und stille Größe“ höher als alles bewertete.

Selbst die Natur fand vor Winckelmanns Augen keine Gnade. Nichts würde den Vorzug der Nachahmung der Alten vor der Nachahmung der Natur deutlicher zeigen, meinte er, als wenn man zwei junge Leute nähme von gleich schönem Talente, und den einen das Altertum, den anderen die bloße Natur studieren ließe. Dieser würde die Natur bilden wie er sie findet: als ein Italiener würde er Figuren machen vielleicht wie Caravaggio, als ein Niederländer wie Jakob Jordaens; jener aber würde die Natur bilden, wie sie es verlangt, und Figuren malen wie Raphael. Könnte aber auch die Natur dem Künstler alles geben, so würde gewiß die Richtigkeit im Kontur durch sie nicht zu erlangen sein; diese muß von den Griechen allein gelernt werden.

Winckelmann lehrte, es gibt nur eine Schönheit und die Antike hat sie gestaltet. Die antike Schönheit aber erläuterte er dahin, daß sie die Mängel und Irrtümer der Natur verbessert und einen Idealtypus geschaffen habe. Jeder sogenannte höhere Stil begreife stets das Allgemeine und schließe die Zufälligkeiten des Individuellen aus. Die Charaktere entkleiden sich also ihres persönlichen Ansatzes, der Gipsabguß antiker Statuen tritt an die Stelle des lebendigen Lebens. Malerei

wird Gipsabschrift mit Farben; will sie ganz vornehm sein, so enthält sie sich sogar der Farben. Ohne den griechischen Menschentypus mit dem sanften Profil und der an die Stirn geradlinig anschließenden Nase kann kein Gemälde mehr Anspruch auf Schönheit erheben.

Was den Gegenstand der Darstellung betrifft, so muß auch hier selbstverständlich das unmittelbare Leben der Zeit hinter dem Leben der Griechen und Römer in den Schatten treten. Insbesondere werden die antiken Poeten als Fundquellen für malerische Vorwürfe empfohlen. Überhaupt wird das Lesen jetzt eine gar wichtige Sache, viel wichtiger als das Schauen. Neben dem Gips kommt das Papier zu Ehren. Kunstkennerschaft erwirbt man aus Büchern. Der Bibliothekar schulmeistert den Maler. Professor Cornelius Gurlitt hat sich den Scherz erlaubt, nachzuweisen, daß Winckelmann selbst Kunstwerke, über die er schrieb und die er in der Nähe hatte, nicht anschaute, wenn er sich durch Lektüre über sie belehren konnte ...

Und nun stelle man sich das arme verflogene, verzärtelte Rokoko-Vögelchen Angelika vor, wie es bei seiner Ankunft in Rom in den Bereich dieses nordischen Stoßvogels und seines Foliantenturmes eindrang! Anfangs wollte es nach seiner bisherigen Art fortfahren, an den delikaten Südfrüchten der italienischen Hochrenaissance herumzupicken und sich jetzt besonders an Raphael und Michelangelo gütlich tun. Kaum

aber hatte es mit dieser zierlichen Arbeit begonnen, so drang der Ruf des neuen Propheten an sein Ohr und wiederholte sich so oft und so eindringlich, daß der Hüter des Vögelchens, der alte, geschäftige Impresario Kauffmann, notwendig auf Kundschaft ausziehen mußte. Arme Angelika! Es stellte sich heraus, daß sie wieder einmal auf dem unrechten Wege herumgeirrt war. Die Kunst des Vaters, die alten Italiener, das Rokokopastell, abermals die Italiener, das waren eigentlich schon Etappen genug für eine kaum zweiundzwanzigjährige Malerin, und jetzt sollte auch noch eine ganz neue, bisher nicht einmal der Möglichkeit nach geahnte, die antike, beginnen! Wenn das so weiter ging, war der letzte Rest von persönlicher Eigenart verwischt, bevor er unter den wechselnden Maskeraden auch nur zum Vorschein zu kommen Gelegenheit gehabt hatte!

Aber Angelika fühlte guten Mut in sich. Naturen ohne starkes Eigengesetz pflegen in einer ungewöhnlichen Opferwilligkeit Ersatz für das zu suchen, was anderen eine starke Begehrlichkeit leistet. Der zartbesaiteten Angelika bereitete es eine ordentliche Wollust, sich der hohen, der heiligen Göttin, der sie diente, so recht von Herzen aufzuopfern. Je schwerer das Opfer, war, um so heller loderte ihre Begeisterung empor. Was aber hätte dem zierlichen, empfindsamen Mädchen schwieriger werden können, als das Eindringen in den hohen und kühlen Geist der Antike? Für sie waren „Einfalt und stille

Größe" keineswegs etwas so Natürliches, wie für den mannhaften, lapidaren Nordländer Winckelmann. Ihrem Wesen sagte das Geputzte und Geschnörkelte, das Gefühlvolle und Neckische weit besser als das Erhabene und Einfache zu. Ihre empfindsamen Nerven erbebten, sobald sie dem steinernen Gast, der nach zweitausendjährigem Schlummer aus dem Grabe stieg, ihr Rokoko-Knixlein zu machen versuchte.

In einem Punkte freilich war Angelika die Winckelmannsche Kunstweise sehr willkommen: in ihrer Abkehr von dem unmittelbaren Leben der Zeit. Niemals hatte sie ein Bedürfnis gefühlt, die Natur zu studieren, immer hatte sie mit der Wirklichkeit durch die Vermittlung von Kunsterzeugnissen verkehrt. Ihr vorzugsweise nach innen gekehrtes Sinnen und Trachten fürchtete sich vor der Berührung mit den realen Dingen der Außenwelt, und ihre Phantasie entfaltete sich um so freier, je näher die Gegenstände, mit denen sie spielte, der Traumwelt lagen. Die Antike aber war die fernste Provinz der Traumwelt, in die ein lebensscheuer Geist damals flüchten konnte. Je weniger man von ihrer wahren Beschaffenheit noch wußte, um so anmutiger konnte man sich in ihr ergehen. Selbst Winckelmann kannte noch kaum eine einzige echte Arbeit des von ihm so vergötterten Griechenlands.

Wie eine Mücke um das Licht kreiste Angelika um die Sphären des nordischen Wundermanns.

Endlich lernte sie ihn von Angesicht zu Angesicht kennen.

Er behandelte sie sehr von oben herab, aber ihr Mädchenherz pochte vor Bewunderung. Was war das für ein Mann! War er eigentlich nicht der erste, der ihr gegenüber getreten? Hatten nicht alle anderen sie mit faden Schmeicheleien umgeben? Hatte sie von einem einzigen wirkliche Förderung in ihrem ratlosen Suchen erfahren? Wahrhaftig, hier konnte sie zum erstenmal etwas von einem lebendigen Menschen, nicht von geheimnisvoll schweigsamen Kunstwerken Verstorbener lernen! Was alles dieser Gewaltige wußte! Wie prachtvoll er alles Schaffen der zeitgenössischen Künstler verachtete! Wie er glühte in seinem heiligen Feuer! — Der Glaube, den er predigte, m u ß t e ja der richtige sein, denn so wie er konnte nur ein wirklich gottbegnadeter Seher orakeln.

Angelika schwur sich hoch und teuerlich zu Winckelmanns Jüngerschaft. Sie war so berauscht von dem neuen Kunstevangelium, daß sie weder damals noch später merkte, wie wenig sie im Grunde ihr Rokoko-Lärvchen abzulegen vermochte. Auch Winckelmann selbst merkte das nicht — er hatte es ja auch bei dem „großen" Mengs nicht bemerkt. Zum Zeichen seiner Huld gestattete er der jungen Proselytin, sein Bildnis zu malen. Als es fertig war, schrieb er an seinen Freund Franke: „Mein Bildnis ist von einer seltenen Person, einer deutschen Malerin, für einen Freund

gemacht. Sie ist sehr stark in Porträts; das meinige kostet dreißig Zechinen; es ist die halbe sitzende Figur. Sie hat dasselbe in Quarto geäzt und ein Anderer arbeitet es in Schwarzer Kunst, um mir ein Geschenk mit der Kupferplatte zu machen. Das Mädchen ist zeitig von ihrem Vater, der auch ein Maler ist, nach Italien gebracht worden, daher sie Welsch so gut als Deutsch spricht; sie spricht dieses aber, als ob sie in Sachsen geboren wäre. Auch spricht sie fertig Französisch und Englisch, daher sie alle Engländer, welche nach Rom kommen, malet. Sie kann schön heißen und singet um die Wette mit unseren besten Virtuosen. Ihr Name ist Angelika Kauffmann."

Reisende, die das Bild später in Füßlis Züricher Arbeitszimmer sahen, preisen es als Zeugnis feurigen Jugendenthusiasmus und kindlicher Freundschaft. Der Besitzer verbürge sich für die seelenvollste Ähnlichkeit. Es sei ein Meisterwerk nach Komposition, Kolorit, Harmonie und Zeichnung und gebe den besten Arbeiten von Mengs nichts nach. Begeisterung flamme in dem Auge des großen Mannes, der eben die Offenbarung seines Genius niedergeschrieben hatte: „Götterverachtung thront auf der Stirn des Belvedereschen Apolls, und über Laokoons Auge schwimmt in trübem Dufte das Mitleid."

Angelika hatte in Rom Aufträge die Fülle. Doch mußte sie, um die Kosten ihres kleinen Haushalts zu bestreiten, auch nach Neapel gehen

und dort einige Gemälde der königlichen Galerie kopieren.

Hiermit und mit einem Aufenthalt in Bologna und Venedig schließt Angelikas Lehrzeit ab. Ihr Eklektizismus hatte nun so ziemlich alles absorbiert, was in den Grenzen seines Auffaugungsvermögens lag; jetzt galt es, das gesammelte Bildungsmaterial in freier Tätigkeit zu verarbeiten.

Indem aber Angelika in der Kunst festeren Fuß zu fassen suchte, mußte sie notwendig auch ihrem Verhältnis zum Leben festere Gestalt geben. Und das Leben, bisher von ihr gemieden, nahm diese Gelegenheit wahr, sich für die erfahrene Mißachtung zu rächen. Angelika ging einer erschütternden Katastrophe entgegen.

Angelika in England.

Hier gibt es wohl Standesunterschiede, aber keine anderen, als die des Verdienstes.

Voltaire.

Wer die hiesige Verfassung nicht kennt, schreibt der dänisch-oldenburgische Legationsrat Sturz in einem Londoner Reisebrief vom 15. September 1768 an den Leibarzt Zimmermann in Hannover, wer die hiesige Verfassung nicht kennt und den König umgeben von seinen Hofämtern erblickt, wie sie in glänzendem Haufen, mit dem Zeichen ihrer Würde, mit dem schwarzen und weißen Stab, in dem Kanzler- und Bischofsornat um ihn stehen, der glaubt nicht im Lande der Freiheit, sondern am Hofe eines morgenländischen Sultans zu sein.

Wenig Schritte von diesem Schauspiel, in dem Café St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt, welches über die Regierung mit aufrührerischem Frevel lästert. Lange kann er nicht entscheiden, welche von beiden Erscheinungen ein Traum war: er weiß den Widerspruch nicht zu erklären; endlich glaubt er mit dem großen

Haufen, daß das Hofgepräng nur eine leere Theaterpracht und die Zeitung der Geist und die Stimme eines zügellosen Volkes ist. Welche Bosheit, ruft er aus, bringt die gepriesene Freiheit hervor! Wie eingeschränkt ist die Gewalt des Monarchen, der diesen Trotz nicht bändigen kann! Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Achseln und preist sein Schicksal, daß er nicht König von England ist.

Dennoch ist ein englischer König ein mächtiger und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, ein glücklicher Herr. Die Verfassung hat seine Würde zuverlässiger gegen alle Gefahren verschanzt, scharfsinniger von den traurigsten Pflichten, von den Leiden der Herrschaft befreit, als es irgend ein Staatskluger ausdenken mag. Er kann nur wohltun, ehren, belohnen, nur vergeben und nicht strafen. Was er einnimmt, ist ein freies Geschenk seines Landes, und wenn sein Volk unter Auflagen seufzt, so haben es seine gewählten Vertreter, nicht der König dazu verurteilt.

In den bittersten Schriften und Zeitungen wird der persönliche Charakter des Königs stets geschont. Wahre Tugend erzwingt unwillkürliche Ehrfurcht. Auch ist Georg III. nur in St. James König, er erübrigt sich Zeit für den häuslichen Genuß des Lebens. In der Königin Palast ist er Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Man besucht das Heim dieses Paares mit dem lebhaftesten Vergnügen. Unten wohnt der König,

im zweiten Stock die Königin. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher sonst in den Schlössern der Könige wimmelt. Außer der königlichen Familie ist nur für wenige Bediente Platz. Man glaubt in dem Hause eines weisen, begüterten Privatmannes zu sein; was vielleicht den Besitzer verrät, sind die herrlichsten Werke der Kunst, welche man aus allen Schlössern hier versammelt und zum täglichen Genuß aufgestellt hat. —

In dem Leben der Könige spiegelt und gipfelt sich das Leben der Bürger. In England war die Idee des modernen Staates schon durchgeführt zu einer Zeit, als auf dem Kontinent die Gewitterwolken der Revolutionszeit noch kaum zu brauen begannen. Hier hatte sich auf der Grundlage bürgerlicher Ordnung und Sicherheit am frühesten der Sinn für festes und trauliches Familienleben entwickelt. Während das Rokoko in Frankreich und dem übrigen Europa ein mehr oder minder graziöses Fest der Frivolität aufführte, trat es in England als eine Art Stillleben auf: voller Ruhe und in tiefer Freundschaft zur Natur, nicht kokett, nicht witzig, sondern gefühlvoll, empfindsam, lyrisch. Die französischen Künstler stellen eine erträumte Welt von Göttern und Hirten dar, wie sie nur in der Liebhaberei der vornehmen Gesellschaft existieren; der englische Maler hält sich an das, was ihm wirklich vor Augen steht, an seine Menschen, seine Landschaft, seine Landessitten. Er gibt als Genremaler wie

auf den damals so außerordentlich beliebten Farbstichen sein liebes England wieder: Den Farmer mit Haus und Hof, Familie und Gesinde, den Landedelmann, der auf der Jagd mit seinen Hunden dahergeritten kommt oder vor der Schenke hält, um eine Erfrischung zu nehmen, die jungen Leute beiderlei Geschlechts, die in einem Kahn über den See gefahren kommen oder im Schatten des Waldes beim Picknick lagern — alles wohlgemerkt durchaus real, nicht imaginär, nicht im Verein mit antiken Gottheiten oder geschnörkelten Landschaften im Gartenstil Lenotres.

Natürlich kann das achtzehnte Jahrhundert, als das Jahrhundert der Frau, auch in England nicht umhin, die weibliche Schönheit und ein schäferliches Liebesleben mehr als alles zu verherrlichen. Die englische Frau, die ja auch heute noch zu den schönsten Europas zählt, muß damals aber auch in einer ganz unvergleichlichen Blüte gestanden sein. Zart und fein, weich und sanft, elegant, schlank und schmiegsam und doch gesund und kräftig, so erscheinen auf den Kupferstichen nicht nur die Damen der Gesellschaft, sondern auch die kleinen Krämerinnen und Frauen vom Lande. Die Fürstin Daschkow hat einmal geäußert, der allmächtige Gott müsse stolz sein, wenn er sich sage: ich habe die englische Frau geschaffen mit ihren schönen Formen und ihrem Teint wie Milch und Blut. Im höchsten Grade bemerkenswert ist übrigens die Tatsache, daß die englischen Künstler bei aller Verliebtheit ihrer

Schöpfungen niemals auf die französische Art der Behandlung des Nackten und lasciver Gegenstände eingegangen sind. Der französische Künstler, sagt J. v. Falke, stellt die lasciven Vorwürfe, allerdings mit französischer Feinheit und Anmut, aber mit Behagen dar. Arbeiten dieser Art verschmäht die englische Kunst durchaus. Man kann nicht sagen, daß die englische Gesellschaft damals moralischer war, reiner, sittlicher, als die gleichzeitige Frankreichs; aber die englische Kunst sucht nichts darin und die Gesellschaft erlaubt ihr nicht, damit in die Öffentlichkeit zu treten. Wird das Laster dargestellt, so geschieht es satirisch und in erzieherischer, moralisierender Absicht.

Damit ist ein durchgreifender Charakterzug der Zeit und des Landes berührt: ihre auch in der Literatur gleichzeitig hervortretende Bevorzugung des Intellektuellen. Nicht Schönheit der Formen und physisch-sinnlichen Reiz, sondern geistigen Ausdruck streben die Künstler vorzugsweise an. Der Maler stelle die Wirklichkeit des menschlichen Inneren dar, lehrte Shaftesbury. Und was die Nachahmung der Antike betrifft, die Winckelmann als das einzige Rettungsmittel pries, so meinte David Young: Nicht Nachahmung der Alten, sondern Nacheiferung sei unsere Losung; je weniger wir die Alten kopieren, um so ähnlicher sind wir ihnen; nicht *nach* Homer, sondern *wie* Homer gilt es zu schaffen.

Wenn man sich alles dies vergegenwärtigt,

so wird man zugeben müssen, daß Angelika für das englische Milieu wie geschaffen war. Nicht ohne Grund hatten in Italien stets Engländer zu ihren eifrigsten Bewunderern gehört! Der ganze Eindruck der Persönlichkeit Angelikas, wie ihre zugleich süße und doch sittsame Kunst, mußte den englischen Geschmack unendlich sympathisch berühren. Es hat deshalb auch gar nichts Verwunderliches an sich, daß die reisenden Lords und Ladies unsere Künstlerin beständig mit guten Ratschlägen bestürmten, sie möge doch nach England hinüber kommen, wo sie Ruhm und materiellen Gewinn weit reichlicher ernten werde, als das in Italien jemals geschehen könne. Angelika, die wohl wußte, wie wenig Beschäftigung Italien für ihren Pinsel hatte und wie schlecht es sich auf eine angemessene Bezahlung verstand, lieh diesen Ratschlägen um so williger Gehör, als sie ja der englischen Sprache vollkommen mächtig war und in Italien durch Studienzwecke nicht mehr länger zurückgehalten wurde.

Als dann auch noch eine günstige Reisegelegenheit sich darbot, indem Lady Verworth ihr vorschlug, sie auf der Heimfahrt von Venedig nach London mitzunehmen und in London für ihre Einführung in die Gesellschaft Sorge zu tragen, da zögerte Angelika nicht länger, dem Ruf des Schicksals Folge zu leisten und schloß sich der heimkehrenden Lady an. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo sie noch Gelegenheit fand, die vlämischen Meister, besonders Rubens

zu bewundern, kam sie am 22. Juni 1766 in der Themsestadt an.

Anfangs hatte sie natürlich Heimweh. Denn obwohl sie eigentlich nie das Glück, eine Heimat oder auch nur einen festen Wohnsitz zu besitzen, kennen gelernt hatte, so war doch die neue Umgebung so verschieden von der bisherigen, daß sie sich nicht sogleich darin zurecht finden konnte. Auch war der geschäftige Vater, der angeblich noch eine wichtige Besorgung in Deutschland zu erledigen hatte, vorläufig jenseits des Kanals zurückgeblieben.

Indessen hielten diese trüben Stimmungen und das Gefühl der Verlassenheit nicht lange vor. Kaum war ihre Ankunft bekannt geworden, so beeilten sich die Engländer, die sie in Italien kennen gelernt, das liebreizende Mädchen zu besuchen und in ihre Familien einzuführen.

Insbesondere waren es — außer Lady Verworth — Lady Spencer und Lord Exeter, die sich mit freundlicher Sorgfalt um sie bemühten. Schon unterm 11. Juli richtete sie an ihren Vater einen äußerst zufriedenen Brief, in dem sie ihre glückliche Ankunft meldete und der Auszeichnungen gedachte, womit man sie überhäufte. Ausführlich schrieb sie dann am 10. Oktober, und dieser im vollen Wortlaut erhaltene Brief ist in seinem drollig ungeschickten Deutsch so ergötzlich zu lesen, daß er zur Charakteristik der Schreiberin notwendigerweise mitgeteilt werden muß.

Man höre:

A Monsieur Monsieur Kauffmann.
Peintre.
Chez Mos: Gaupp L'Appoticaire
à Lindau.

Aller Libster Vatter.

Habe ewer schreiben von 20 Augusten wie auch den ledsten von 13 September Richtig, und mit vihlem Vergnügen erhalten, freut mich von Hertzen daß ihr wohl auff seind, ich befinde mich auch gantz wohl Gott sey Dankh. in ewren ledsten vernamme ich daß ihr folgenden tag sambt der lieben Rosa Morbegnio verlassen werden. der gedankhen und die Hoffnung euch zu sehen freut mich über alles — und wünsche es Recht sehr — ich sehe ihr seynd entschlossen die Reysse fortzusetzen vor ihr eine antwort von mir erwarten, ist also ungewiss ob dißer briff euch zu handen Komme. Jedoch Kan ich nicht umgehn euch genau zu berichten von beschaffenheit hißigeß Landeß — damit ihr euch darnach richten, und selbst überlegen welches besser ist, die Reisse anjetzo fortzusetzen, oder auffschiben biß Könfftigs früjahr; seind versichert ich wünsche euch zu sehen, allein ich bitte mir es nicht übel zu nemmen: ich und einige gute freund finden nicht for Ratsam daß ihr dißen winter anherro Kommen sollen. wenn ihr die ursachen selbst überlegen, werden ihr selbst finden, daß es nicht for unsern avantagio were. Die Kösten hir seynd außerordentlich — ich bin in einem particular Hauß, bey sehr



Angelika. Maddalena Riggi und ihr Bräutigam. Hofrat Reiffenstein.

Angelika Kauffmann und ihr römischer Freundeskreis in Castel Gandolfo.

(Ölskizze von Angelika Kauffmann im Landesmuseum zu Bregenz, photogr. von Immler dortselbst.)

braffen und Ehrlichen leuten, alte bekannt von Mylady — sy hat die güte gehabt diesen leuten mich so anzubefelen, alß were ich ihr eigene tochter, ich bin über ein Monat hie im Hauß — habe gutes licht, die leute im Hauß gehen mir in allem an die hand — die frau ist eine muter gegen mir. ihre Zwei töchter liben mich wie eine schwester. Die gelegenheit war so gut und in allem mir so anständig, daß ich mir khein bedenken gemacht habe mich zu versichern und das quartir for den gantzen winter zu nemmen. ich habe vier zimmer, eins wo ich mahle, daß andre, wo ich meine fertigten bilder stehen habe (wie es hier der brauch ist, die leute Kommen die arbeit zu sehen ohne den Künstler zu verstören), die andre 2 Zimmer seynd sehr Klein, Kaum hat ein bet platz zu stehen, einß von diesen ist mein schlaffzimmer, daß andre dint for tücher und dergleichen sachen darin aufzubehalten; for die Zimmer bezahle ich 2 gine die Wochen. 1 gine for die Kost — sambt dem bedinten, den ich Kleiden muß. Dises ist ohne wasch, und andere Kleinigkeiten die ich täglich unumgänglich vonnöten habe, den bedienten Könt ich ebenfalß nicht entberen; dießes seynd meine außgaben, die euch nicht Klein vorkommen werden, Kunte eß genauerer nicht ein Richten. ich versichere solten ihr auff den winter Kommen, so müssen wir ein Hauß nemmen, welches sehr schwer zu finden ist; und unter Hundert gines Jährlich gar nicht zu haben. unmobiliert verstet es sich,

ein Hauß auf hitzige art zu mobilieren Kombt auff vierhundert gines — Betrachten selber wie hoch dieses kommen würde, besonderst im winter wo alles vihl teurer ist, die tage sehr Kurtz — die arbeit gibt nicht vihl auß wie ihr wohl wisset. wir müsten ein bedinten haben und eine Magt — das decorum erfordert es — ich bin hie nun bey Jedermann bekant und in ansehen. ich muß mein Caracter nicht nur allein mit meiner arbeit sutenieren, all übriges muß darnach ein-gerichtet seyn — mit einer gewissen propertet, die heut zu tage sehr notwendig ist, wen man sich Distinguiren will die vornehmsten Damen Kommen inß Hauß, zu sitzen — mich zu besuchen — oder meine arbeit zu seehen; in einen schlecht eingerichten Hauß dörfft ich leut von solchem Range nicht empfangen. mein gegenwertige ein-richtung is ordentlich — und zu gleicher zeit so genau als man sie haben Kan; eine veränderung würde nichts verbessern; so lange ich allein bin hab ich hoffnung (unerachtet die Kösten die ich habe) ein merkhliches zu ersbaren, dissen winter durch — und dann auf den sommer eine andre ein Richtung machen — die häußer seynd leichter zu haben und all übrigeß ist nicht so teuer. noch einß welches mir große sorge geben würde, ihr seynd der hiesigen lufft und daß Clima nicht gewont — wir seynd schon sbät in der Zeit, wir haben hir schon der mänge nebeliger finsterer tage — der tampf von den Kollen ist gar nicht angenem — und besorge ihr Konten Krankh

werden was wer das for ein Creutz, ich darf nichts mehr sagen — ich förchte ihr möchten denkhen ich suche eure ankonfft auß andern ursachen zu verhindern. Nein gewiß nicht — meine absicht ist, mein und ewern nutzen so vihl möglich zu befördern und in gegenwärtigen umständen unnötige Köſten zu ersbaren. mit der Zeit Kan alles eingericht werden — willß Gott, nach unserm wunsche, bitte ihr wohlen aldises wohl überlegen, und nichts übereilen. der liebe Gott erhalte euch gesund, ich verbleibe bis in den tod ewer gehorsamme tochter

Ang. Kauffmann.

meine adreße ist

To Miss Angelika Kauffmann at Ms. Humes
Surgeon in Suffolk Street
Charing Cross
London.

Wenn Angelika in diesen ersten Monaten ihres englischen Aufenthalts mit ihren Einkünften sorgsam haushalten mußte, so hatte sie das in kürzester Frist nicht mehr nötig, denn es gehörte alsbald zum guten Ton, sich von ihr malen zu lassen. Wie groß ihr Erfolg war, mag man aus folgender Briefstelle ersehen: „Diesen Morgen hatte ich Besuch von Madame Garick. Mylady Spenser ist vor 2 Tagen bei mir gewesen. Mylord Baltimor besucht mich auch zu Zeiten. Die Königin ist erst vor 2 Tagen niederge

kommen, so bald sie besser ist, werde ich ihr präsentiert werden. Die Hertzogin von Clukester hat mich und meine Arbeit vor 2 Tagen besucht, diese ist eine von den ersten Hoff damen." Besonders großen Beifall findet ein Porträt der Prinzessin von Braunschweig. Sogar die Prinzessin von Wales, die Mutter des Königs, besichtigt es im Arbeitszimmer der Künstlerin. Angelika triumphiert: „Nie ist einem anderen mahler solche ehr Widerfahren; der Beyfall mit jener meiner arbeit ist so groß, daß die öffentlichen blätter ruhmlich derselben erwähnen, und ich oft verse in verschiedenen sprachen zum lob meiner gemähl̈de daran angeheftet finde." Sogar ein Heiratsantrag wird der beglückten Künstlerin gemacht, aber sie lehnt ihn ab und berichtet über die Ablehnung: „Ich werde mich so leicht nicht binden lassen; mir liegt immer Rom im Sinn. Der heilige geißt wird mich leihten."

Im Anfang des Sommers 1767 kam auch Johann Joseph Kauffmann nach London und brachte eine junge Base der Angelika mit sich, damit man die englische Magd sparen könne . . .

Da der alte Herr übrigens sah, daß sein Wunderkind über eine wohlgefüllte Schatulle verfügte, war er Geschäftsmann genug, ihr ein elegantes Heim einzurichten. Die erlauchten Personen, die Dich besuchen, sagte er, werden um so lieber kommen, je behaglicher sie sich bei Dir fühlen. Und so erhielt denn Angelika einen sehr schönen Arbeitssaal, in dem sich nach und

nach eine Menge wertvoller Kunstschätze ansammelte.

Wie man erwartet hatte, wurde Angelika dem Hofe vorgestellt und dort mit aufrichtiger Güte aufgenommen. Sie durfte nicht nur die Königin und die Prinzen, sondern auch den König Christian von Dänemark porträtieren, der sich gerade in London aufhielt. Die ganze Hofgesellschaft schwärmte für die sinnige Art und Weise, wie sie ihre Bildnisse in den Schleier der Mythologie oder der Geschichte zu hüllen verstand. Ihr eigenes Porträt, das die Berliner Galerie aufbewahrt, zeigt sie in einem idealischen Putz, halb als Muse, halb als Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, die zarten Glieder in ein Gewand von Flor mit goldenem Gürtel gehüllt. Der Zug von Schalkhaftigkeit und Grazie, obwohl von Grund aus affektiert, steht dem jugendlichen Gesichte vortrefflich. Und wie bei dem eigenen, so liebte Angelika auch bei fremden Bildnissen ein anmutiges Maskenspiel mit der Wirklichkeit zu treiben. Nicht nur das Kostüm, auch die Gesichtsbildung wurde in poetischer Weise umgestaltet und auf größtmöglichen Liebreiz gestellt. Selbst der Häßlichste durfte sich der Kunst Angelikas getrost anvertrauen; er konnte sicher sein, daß die graziöse Künstlerin ihn zum wahren Adonis umformen werde.

Übrigens feierte Angelika nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Weib Triumphe. Sie war zwar, wie ihr italienischer Freund Rossi vermeldet, keine vollkommene Schönheit, aber von

höchst anmutiger Gestalt. „Ihr Körper war wohl proportioniert, obwohl übrigens nicht von sehr hoher Statur. Ihr Teint war frisch und blühend, ihre Züge waren regelmäßig, der Mund allerliebst, die Zähne blendend weiß. Besonders ihre lebhaften blauen Augen besaßen einen so zauberischen Reiz, daß, wer sie nicht kannte, sich unmöglich vorstellen konnte, wie sprechend ein Blick von ihr war. Ihr einnehmendes Wesen, ihre Tugend, ihr Talent, die seltene Sanftmut ihres Charakters waren Eigenschaften, die einem jeden, der sich mit einer Gefährtin zu verbinden wünscht, die im friedlichen Bunde seine Lebenstage beglücke, ihre Hand wünschenswert machen mußten. Schon der Enthusiasmus, womit die englische Nation ihre Werke aufnahm, und die seltene Großmut, womit sie dieselben belohnte, eröffneten einen holden Gesichtskreis von Hoffnungen demjenigen, der in den Banden Hymens Ketten von Rosen und Gold zu finden wünscht."

Einer der einflußreichsten Männer, die sich um die Hand der Künstlerin bewarben, war der allmächtige Sir Josua Reynolds, der Präsident der Royal Academy und unstreitig der erste Maler Englands. Man stelle sich ihn vor, wie er aus seinem Porträt in den Uffizien herausschaut: einen stolzen Kunstpotentaten in rotem Talar, die Präsidentenmütze auf dem Lockenkopf, die Hand auf eine Konsole gestützt, auf der die Büste Michelangelos steht. Er war der Sohn eines Pastors und hatte die Kunst ganz nach

den Grundsätzen englischer Geschäftstüchtigkeit ergriffen, das heißt, er hatte für eine pompöse Inszenierung gesorgt. Ehe er noch Geld besaß, ließ er sich seine Unterweisung in der Malerei ein kleines Vermögen kosten, und ehe er noch das geringste Verdienst erworben, machte er in London ein großes Haus mit allem nur erdenklichen Luxus. Das Atelier, das er sich baute, war so groß wie ein Ballsaal. Der breite Korridor, der zum Saal führte, enthielt eine Kollektion auserlesener Kopien nach alten Meistern. Der Kunsthistoriker Muther hat ihn mit feiner Anspielung sowohl auf seine repräsentative Arbeitsweise, wie auf sein Verhältnis zu den Meistern der Renaissance treffend den Lenbach des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Er gab Feste, auf denen die ganze fine fleur Londons vertreten war. Auf der Straße ließ er sich nur in einer goldenen Prunkkarosse sehen. Auf seine Anregung wurde der Literarische Klub gegründet, in dem er mit den ersten Sternen der damaligen Geisteselite, mit Johnson, Burke, Goldsmith, Gibbon und Garrick die Probleme der Philosophie erörterte. Er wurde Baronet, wurde Präsident der Akademie, regierte mit seinen akademischen Antrittsreden dreiundzwanzig Jahre lang die öffentliche Kunstmeinung der Riesenstadt an der Themse. Das Vermögen, das er sich ermalte, bezifferte sich auf mehrere Millionen.

Angelika lernte den Gewaltigen gleich bei ihrer Ankunft in London kennen. Hatte sie

Winckelmann bewundert, weil er ihr verehrungswürdig, wenn auch fast kaum verständlich schien, so fand sie in Reynolds den Mann, der all das erreicht hatte, was ihr selbst bei ihrem Suchen in den Galerien Italiens vorgeschwebt hatte. Reynolds ist von allen Meistern des Eklektizismus derjenige, der sich am meisten seinen großen Vorbildern zu nähern verstanden. „Seine Farbe ist von einer merkwürdigen Saftigkeit, Tiefe und Leuchtkraft, sein Helldunkel warm und duftig. Es gibt Porträts von ihm, die an Tonfeinheit den schönsten Rembrandts gleichkommen, andere, deren vornehme Farbe an die Meisterwerke van Dycks anklingt. Herr des ganzen Mechanismus des menschlichen Körpers, besitzt er im höchsten Grade die so seltene Kunst, eine Person sicher und ungezwungen auf die Füße zu stellen. Seine Porträts sind Bilder, man braucht die Personen, die sie darstellen, gar nicht zu kennen, sie genügen als Kunstwerke an sich und als psychologische Studien eines Mannes, der die Fähigkeit besaß, den Menschen ins tiefste Herz zu schauen."

Es ehrt Angelika, daß sich ein Mann wie Reynolds vom ersten Augenblick, da er sie kennen lernte, für sie interessierte. Man darf überzeugt sein, daß der große Künstler über die Malereien der kleinen Fremden keineswegs so hoch wie seine minder kunstverständigen Landsleute gedacht hat. Er sah ganz klar, wie mangelhaft sie zeichnete, wie flau sie malte und wie

schwächlich sentimental sie empfand. Wenn er ihr trotzdem Komplimente sagte, so tat er das einerseits aus artiger Herablassung und andererseits, weil er das Weib in Angelika, das so unendlich viel wertvoller als all ihre Kunst war, sogleich in seiner ganzen Schönheit erkannte und verstand. Er ließ sich von ihr malen, nicht weil er eine Arbeit von ihr, sondern sie selbst besitzen wollte. Er wollte eine Gelegenheit haben, mit ihr zu sprechen, sie mit seiner Denkweise vertraut zu machen, ihr die große, glänzende Welt zu zeigen, in die er sie als Königin einzuführen gedachte.

Angelika an der Seite des Malerfürsten, als lieblicher Mittelpunkt geistvoll-üppiger Feste — das wäre in der Tat ein köstliches Bild gewesen, das der Malerei wenig genug gekostet, der gesellschaftlichen Kultur dagegen unendlich genutzt hätte.

Aber Angelika schlug die Hand des großen Künstlers aus, und auch das ehrt sie, ehrt sie fast noch mehr als der Antrag selbst, der ihr gemacht wurde.

Hätte sie nur des persönlichen Vorteils oder äußeren Glanzes willen den Musen gedient, so würde sie ohne Zweifel das Wohlleben in dem Palais ihres Verehrers dem mühevollen Leben in ihrer eigenen kleinen Welt vorgezogen haben. Wäre ihre Gesinnung minder rein gewesen, so müßte sie die Gelegenheit, durch das Ansehen ihres Mannes auch für ihre eigene Stellung in

der Kunstwelt Nutzen zu ziehen, geradezu mit Leidenschaft ergriffen haben. Hätte sie endlich kein Gewicht darauf gelegt, ob ihre künstlerische Individualität sich nach eigenem oder fremdem Gesetz entwickelte, so würde sie sich unbedenklich dem Stärkeren ausgeliefert haben, damit er sie nach seinem Ebenbilde forme.

Angelika schlug die Ehe mit Reynolds aus, nicht weil sie ihn als Mann oder als Künstler zu wenig geschätzt hätte, sondern weil sie sich selbst und ihrer noch immer unklaren Sehnsucht die Treue halten wollte.

Nur sich nicht fesseln, wenn man noch keinen Weg kennt und kein höchstes Ziel!

Ach, daß ihr Hochsinn Angelika so üblen Lohn eintragen mußte! Was sie einem bedeutenden Manne, der's redlich meinte, nicht opfern wollte, sollte ihr von einem Betrüger, der sie nicht einmal liebte, gestohlen werden!

In den vornehmen Zirkeln Londons verkehrte ein Mann, der sich Graf Horn nannte und vorgab, von der bekannten, angesehenen schwedischen Familie dieses Namens abzustammen. Er trat mit Glanz auf, spielte den begeisterten Kunstfreund und gab beträchtliche Summen für den Ankauf von Gemälden aus. Die Künstler stritten sich um die Ehre seines Besuches: er wählte Angelika. Aus ihrem Atelier wich er nicht. Seine gefällige Erscheinung, seine adelige Herkunft, seine glänzenden Verbindungen, sein angeblicher Katholizismus ließen Angelika mit Wohlgefallen seine

Besuche entgegennehmen. Er bewunderte ihre Gemälde, und sie, die für Lob schon ziemlich unempfindlich war, hörte das seinige doch mit Entzücken. Dabei hatte der schöne Graf doch etwas auffällige Manieren: er liebte zu Zeiten das Derbe, er ließ sich Verstöße gegen die gute Sitte zu schulden kommen, er berichtete freimütig, daß er dem Hazardspiel ergeben sei. Aber dadurch wurde er für Angelika nur um so interessanter. Schwache Naturen werden ja durch nichts so sehr gefesselt als durch das Unheimliche und Absonderliche. Übrigens ging das Verhalten des Grafen Angelika gegenüber von Tag zu Tag in sanfteres Schmachten und zärtlichere Zurückhaltung über. Ganz anders als Reynolds, der sie zu sich emporzuheben gedachte, schien dieser Werber nichts sehnlicher zu begehren, als von der kleinen Malerin emporgehoben zu werden. Auch brauchte Angelika nicht zu fürchten, in ihrer Kunst von ihm beeinflußt oder gar verdunkelt zu werden: jedes seiner Worte versicherte sie, daß ihr Ehrgeiz auch der seinige sei. Sie gewann also bei einer Verbindung mit Horn alles, was sie mit Reynolds Hand gewonnen hätte, und brauchte so gut wie gar nichts dafür zu opfern. Mit einem Wort, ihr neuer Anbeter fand den Weg zu ihrem Herzen.

Und dem Grafen entging das natürlich nicht. Er benutzt einen schicklichen Augenblick und erklärt dem verwirrten Mädchen auf die verführerischste Weise seine Leidenschaft. Er bietet ihr an, sein unermeßliches Vermögen mit ihr und

dem alten Kauffmann zu teilen, dessen gehorsamer Sohn er werden wolle. Er schildert ihr in den ruhmredigsten Worten die hervorragende Stellung, die seine Familie bei Hofe einnehme, und die glänzende militärische Laufbahn, die ihm bevorstehe. Er sagt ihr, daß sie die unbeschränkte Gebieterin über sein Leben und seine Person sein solle, indem er ihr folgen wolle, wohin ihre Kunst befehle, ohne jemals eigene Ansprüche an das Leben geltend zu machen.

Durch die öffentliche Meinung von ganz London irregeführt, zweifelt Angelika keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte. Alle ihre Bekannten wissen, daß der Graf unsterblich in sie verliebt ist, alle ihre Bekannten preisen den Reichtum und den Glanz der Hornschen Familie.

Angelika verlobt sich dem Grafen. Sie ist so ganz berauscht und betört von seiner Werbung, daß sie ihm gern verspricht, die Verlobung vorläufig geheim zu halten, bis er sich mit seiner Familie verständigt und seine Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht habe.

Inzwischen läuft der alte Kauffmann, der zwar von der Verlobung nichts weiß, aber sehr wohl ahnt, was hinter seinem Rücken vorgeht, in den Weinstuben und Spielhöhlen herum und sammelt die erschrecklichsten Auskünfte über den großen Grafen Horn. Weinend überbringt er seinem unglücklichen Kinde die schlimmen Botschaften und weinend entfernt er sich wieder; denn die einst so sanfte Angelika weist seine väter-

liche Warnung barsch zurück. Angelika ist wie umgewandelt. Die Leidenschaft hat all ihre schlummernden Kräfte geweckt, sie ist entschlossen, für ihre Liebe zu leben und zu sterben.

Eines Tages aber kommt der Graf, der bis dahin ganz Glück und Sorglosigkeit erschienen, verstört, blaß, voll Jammer in das Zimmer seiner Braut gestürzt. In abgerissenen Worten entdeckt er der Zitternden, daß seine Entfernung aus Schweden in den Verleumdungen seiner Feinde ihren Grund habe, die ihn als Mitschuldigen einer gegen das Leben des Königs gerichteten Verschwörung angezeigt hätten. Er habe soeben in Erfahrung gebracht, daß der schwedische Gesandte am britischen Hof seine Auslieferung binnen wenigen Tagen fordern werde. Er müsse sich daher sogleich von ihr trennen. Und wie trennen! Mit Ketten beladen, seiner Ehre beraubt, gewaltsam der Verleumdung seiner Gegner ausgeliefert, die ihr schuldloses Opfer dem Henker überliefern würden.

Angelika, von Schauder ergriffen, rät dem Unglücklichen zur Flucht.

Aber wie wäre es möglich, so mächtigen Nachforschungen zu entgehen? Nach einigen Augenblicken bangen Schweigens tritt Horn an Angelika heran, legt ihr beide Hände auf die Schultern und sagt, indem er sie mit unsäglicher Trauer anblickt:

Es gibt nur eine Rettung für mich und die liegt bei Dir; reiche mir vor dem Altar Deine

liebe Hand, und ich bin gewiß, daß die königliche Familie, welche Dich verehrt, nicht zugeben wird, daß man Deinen Gemahl ins Gefängnis schleppt. Entgehe ich nur diesem, dann ist alles gut. Denn ich bin unschuldig und werde mich rechtfertigen. Alle Bosheit wird zu schanden werden, wenn Du mir hilfst. Und ich werde Dir nie vergessen, daß ich mein Leben als Geschenk Deiner Liebe empfing.

Unglücklicherweise liebte Angelika den Betrüger zu sehr, um selbst so handgreiflichen Lügen zu mißtrauen. Ein Romankopf wie der ihrige mußte sogar durch den Heroismus der Narrheit, zu der Horn sie überredete, begeistert und hingerissen, statt gewarnt und ernüchtert werden. Ohne sich lang zu besinnen, begleitet sie den Abenteurer in eine Kapelle, und der unvorsichtige Priester, welcher dort amtiert, segnet, ohne Zeugen oder Taufscheine zu verlangen, einen Bund ein, „welchem es vielleicht an der ersten erforderlichen Bedingung fehlte, um eine Ehe zu bedeuten“.

Nunmehr zeigte Graf Horn wieder die heitere Ruhe seiner Glanzzeit: die drohende Gefahr schien nicht mehr so nahe. Von der geplanten Rechtfertigung war gar nicht mehr die Rede. Bald darauf entdeckte er jedoch seiner Gattin, daß das Ausbleiben der erwarteten Geldsendungen aus der Heimat ihn zum Gegenstand der Zudringlichkeit unhöflicher Gläubiger mache. Angelika, sonst eine genaue Rechnerin, händigte

ihm unverzüglich den Schlüssel ihrer Schatulle aus. Drei Wochen lang lebte man nun in Saus und Braus. Dann hielt Horn es für zuträglich, dem Vater Angelikas Mitteilung von der geschlossenen Ehe zu machen, damit man ihm nach und nach auch das Verfügungsrecht über das Kapitalvermögen seiner Gattin überlasse. Er setzte sich mit einem Priester in Verbindung, der dem guten Alten die unselige Botschaft überbringen sollte. Johann Joseph verfiel in eine Art Starrkrampf und sagte kein Wort. Der Priester verschwendete vergebens all seine Trostmittel. Nun trat Angelika herein, warf sich dem Vater zu Füßen und bekannte ihre Schuld ohne sich zu verteidigen. Der Alte streichelte ihr den Scheitel und sagte: Ich will mit allem zufrieden sein, wenn nur Dein Gatte wirklich der ist, für den er sich ausgibt. Angelika springt entsetzt auf. An diese Möglichkeit hat sie in ihrer Einfalt noch gar nicht gedacht! Kaum aber erscheint Horn im Saale, kaum sieht sie den Geliebten und den alten Vater einander gegenüber stehen, da ist auch schon wieder aller Zweifel aus ihrem Herzen gewichen, und sie wirft sich, weinend vor Glückseligkeit, bald dem Vater, bald dem Manne ihres Herzens an die Brust.

Der alte Kauffmann behielt seinen Schwiegersohn zu Tische, lenkte nach und nach das Gespräch auf dessen Stand und Herkunft und gab ihm auf eine schickliche Art zu verstehen, daß er über beides befriedigende Aufschlüsse zu erhalten wünsche.

Horn erwiderte in seiner gewohnten überlegenen Weise, daß man die dem Vergnügen und der Freude geweihten Tage nicht durch ernsthafte Betrachtungen stören dürfe; er sei derjenige wirklich, als der er in ganz London bekannt sei, wolle dies durch schriftliche Zeugnisse beweisen und gebe im übrigen die Versicherung, daß die geschlossene Ehe für alle Beteiligten die Quelle unversieglicher Zufriedenheit sein werde.

Das Bekanntwerden der Heirat hatte indessen unter den Freunden und Beschützern Angelikas doch Befremden und Sorge erregt. Die Neugier, zu erfahren, wer der elegante Graf eigentlich sei, wurde im Grunde jetzt erst aufgeweckt. Binnen wenigen Wochen geschahen die genauesten Nachforschungen und siehe, der Verdacht eines Betruges wurde immer größer und unabweisbarer.

Die Nachforschungen blieben jedoch dem Grafen selbst nicht verborgen, und weil er sie fürchtete, so klagte er bei Angelika den armen Kauffmann als Urheber derselben an. In barschen Worten verbot er der Tochter allen Umgang mit dem Vater, vertrieb die rechtschaffensten Freunde aus dem Hause, kündigte die Wohnung und befahl Angelika, sich zur Reise bereit zu machen, da er das unbescheidene und neugierige London so bald wie möglich mit ihr verlassen wolle.

Angelika war empört. Sie erklärte dem Gatten auf das bestimmteste, daß sie London, wo sie ein sicheres Auskommen habe, nicht verlassen würde, ehe sie nicht volle Gewißheit

hätte, sowohl über seinen Stand als über seine Mittel, ihr und dem Vater, von welchem sie sich niemals trennen würde, eine ehrenvolle Existenz zu sichern.

Auf soviel Energie mochte Horn bei seinem Opfer nicht gerechnet haben. Es kommt zu einem heftigen Wortwechsel, in dessen Verlauf er aller Klugheit so sehr vergißt, daß Angelika es für geboten hält, zu ihrem Vater zu flüchten. Sofort wendet sich der alte Kauffmann an seine mächtigsten Freunde um Beistand. Einer unter diesen, der sich gleichfalls nur allzu sehr hatte hintergehen lassen und ehemals der eifrigste Lobredner des Grafen gewesen war, nimmt es auf sich, der Wahrheit um jeden Preis auf die Spur zu gehen. Er schreibt einen Brief an den Grafen, verhehlt ihm den Verdacht nicht, der auf ihm lastet, fordert ihn als einen Mann von Ehre auf, diesen Verdacht zu entkräften, und schließt mit einigen nicht mißzuverstehenden Drohungen für den Fall, daß seinem Ansuchen nicht entsprochen werde.

Niederträchtigkeit und Feigheit begleiten fast immer den Betrug. Der in Furcht gesetzte Graf antwortet zwar, doch so zweideutig, daß er das Gewicht der Anschuldigungen nur verdoppelt. Als Angelika den Brief zu Gesicht bekommt, fällt sie in eine Ohnmacht. Sie hat sich kaum erholt, so erscheint der Graf und fordert sie auf, ihm zu folgen. Angelika lächelt schmerzlich und weist ihm seinen eigenen Brief vor. Solange er dem

Argwohn, der gegen ihn bestehe, nicht besser als mit solchen Ausflüchten zu begegnen wisse, erkenne sie ihn nicht als Gatten an.

Du willst die Trennung, gut, Du sollst sie haben, schreit der Betrüger.

Auf den Lärm hin kommt der Vater ins Zimmer gestürzt, erfaßt unverzüglich die Situation und überschüttet den Grafen mit all jenen Titulaturen, die ihm sein gerechter Zorn auf die Lippen drängt.

Der Graf seinerseits erwidert in der gleichen Tonart. Er tobt wie ein Besessener. Zuletzt ergreift er eine Summe Geldes, die gerade auf dem Tische liegt, setzt stürmisch den Hut auf, schlägt mit dem Stocke um sich und enteilt. Noch unter der Tür droht er:

Ihr werdet sehen, wer ich bin; Eure rohe Zudringlichkeit soll Euch noch gereuen.

In größter Verwirrung blieben die beiden Opfer des Schurken zurück. Was mochte der Arglistige jetzt für Ränke schmieden? Ihre Bangigkeit stieg, als sie während der folgenden Tage nichts von ihm hörten. Endlich am vierten Tag erschien ein Abgesandter Horns mit der Forderung, daß Angelika sich ungesäumt zu ihm begeben solle, da er als Gatte rechtmäßig über sie zu verfügen habe. Säume sie, so werde er auf Scheidung der Ehe klagen und eine Abfindungssumme von fünfhundert Pfund Sterling verlangen.

Jetzt war Angelika von ihrer Leidenschaft vollkommen geheilt. Sie ergriff mit wahrem

Vergnügen die Möglichkeit einer Scheidung. Im Einverständnis mit dem Vater rief sie selbst den Beistand der Gerichte an und ließ sich in ihrem Vorhaben durch die Eröffnung der Juristen, daß der Prozeß sehr lange dauern werde, nicht im geringsten irre machen.

Horn indessen, zum Äußersten getrieben, setzte seinen Tücken die Krone auf, indem er sich Angelikas durch Entführung gewaltsam zu bemächtigen suchte. Er legte ihr einen Hinterhalt von gedungenen Wegelagern, hielt Pferde und Wagen bereit, mietete eine Barke und würde ohne Zweifel seinen Zweck erreicht haben, wenn nicht Angelika rechtzeitig gewarnt worden wäre. Die Unglückliche verdoppelte nunmehr ihre Wachsamkeit, um sich vor den Fallstricken eines Menschen zu retten, von dem sie das Äußerste zu befürchten hatte. In den wenigen Tagen, wo sie mit ihm zusammen gelebt, hatte sie bemerkt, daß er immer ein sehr wirksames Gift bei sich führte, dessen er sich in seiner Rachsucht gar wohl bedienen konnte . . .

Die gerichtliche Anzeige des Entführungsversuchs veranlaßte einen Amtsbefehl, demzufolge Horn verhaftet werden sollte, falls er nicht eine gewisse Bürgschaft zahle.

In der Zwischenzeit hatten zahlreiche Briefe glaubwürdiger Personen Aufschluß über Horns Vorleben gebracht. Es stellte sich heraus, daß er bereits verheiratet war, als er nach London kam und daß seine Frau in Hildesheim in sehr

dürftigen Verhältnissen lebe. Er hatte sich bei ihr als Oberstleutnant aus der Armee Friedrichs des Großen eingeführt. Nachher war er dann in Hamburg, im Haag, in Breslau und vielen anderen Städten aufgetaucht, indem er stets seinen Namen wechselte, aber den Charakter eines Abenteurers und Betrügers treulich beibehielt.

Angelika hätte nun den Menschen, der ihr so übel mitgespielt, vollkommen in ihrer Gewalt gehabt. Allein ihr gutes Herz verzichtete auf Rache. Sie sandte ihm dreihundert Pfund, damit er auf seine Ansprüche schriftlich Verzicht leiste und außer Landes gehe. Am 10. Februar 1768 wurde die Urkunde der Ehescheidung ausgefertigt...

Wer dieser Graf Horn eigentlich gewesen ist, läßt sich schwer bestimmen. Den Namen Horn hatte er angenommen, nachdem er in Italien und Deutschland einem Kavalier gleichen Namens gedient hatte. Damals nannte er sich Burkle. In Amsterdam hieß er Studerat, anderswo Rosenkranz. Vielleicht ist sein rechtmäßiger Name Brandt gewesen, denn mit diesem unterzeichnete er die Scheidungsurkunde.

Es ist befremdend, sagt Rossi, dessen von Angelikas Vater autorisierter Darstellung des Abenteuers ich im wesentlichen gefolgt bin, daß dieser Mann, der so viel unternahm, um Angelika zur Frau zu bekommen, infolge früherer schwerer Verwundungen unfähig war, eine glückliche Ehe zu führen. Nicht mit Unrecht nimmt man des-

halb auch allgemein an, daß nur die schändlichste Habgier ihn zu seiner Hochstapler-Tat verleitet habe.

Die Seltsamkeit des ganzen Anschlags hat übrigens nachher Veranlassung zu den gewagtesten Kombinationen gegeben. Der Manuel des curieux et des amateurs des beaux-arts stellt die Geschichte so dar, als ob Angelika das Opfer eines Komplotts geworden wäre, das sich des „Grafen Horn“ als Werkzeugs bediente. Auch an anderen Stellen kann man lesen, daß Horn nur im Auftrage dritter Personen gehandelt, die Anlaß zur Eifersucht oder zum Neid auf Angelika gehabt hätten. Besonders häufig wird Reynolds verdächtigt, von dem man annimmt, daß er sich für den erhaltenen „Korb“ habe rächen wollen. Wie lächerlich besonders die letztere Mutmaßung ist, geht schon daraus hervor, daß die Royal Academy in London, deren Präsident Reynolds war, Angelika in ihrem Unglück zu trösten versuchte, indem sie ihre Aufnahme unter die Ehrenmitglieder des Instituts beschloß. Um allen Mißdeutungen in dieser Hinsicht einen Riegel vorzuschieben, hat übrigens Angelika später schriftlich konstatiert, daß auf Reynolds nicht der Schatten eines Verdachtes fallen könne.

Für eine am Klatschbedürfnis der Zeitgenossen unbeteiligte Nachwelt hat der traurige Roman der Künstlerin eigentlich nur noch ein psychologisches Interesse. Dieses allerdings ist über alle Maßen groß. Immer und immer wieder müssen

wir die oft wiederholte Frage aufwerfen: Welch ein Tumult mag in der Seele der armen Angelika gewütet haben, daß sie, eine sonst so gehorsame Tochter, eine so prüde Anstandsdame, die überall Rücksichten und Konvenienz über sich walten ließ, eine so eifrige, ruheliebende, stillschaffende Künstlerin, plötzlich eine sichere Stellung, eine geschützte und gewohnte Existenz verließ, um sich einem abenteuernden Ritter Unbekannt in die Arme zu werfen?

Die Frage kann meines Erachtens nur so beantwortet werden: Einmal hatte Angelika sowohl durch ihre gewaltsame Erziehung zur Malerei wie durch ihre Abkehr von aller ursprünglichen und natürlichen Lebensbetätigung die brachliegenden Kräfte ihres Inneren hochgradig gereizt und zu explosiven Äußerungen geradezu herausgefordert. Und zweitens befand sie sich unter dem Eindruck ihres frühen Ruhmes und besonders der Reynoldsschen Werbung in einem solchen Rausche des Glücks, um nicht zu sagen der Selbstüberschätzung, daß sie der einfachsten Vorsicht und Besonnenheit entraten zu können, sich ihrem guten Stern blindlings anvertrauen zu dürfen glaubte.

Man erkennt die Ursachen aus ihren Wirkungen: Nachdem Angelika ihre traurige Erfahrung hinter sich hatte, setzte sie ihr bestes Streben an die Beseitigung der Fehler, die sie ins Unglück geführt hatten. Zu einem frischen, natürlichen Leben zu gelangen, dazu war es ja nun freilich jetzt zu spät und dazu hatte die Wunderkind-

Erziehung ja auch zu früh jede Möglichkeit abgeschnitten; aber die blinde Überhebung, der hochfahrende Stolz, das dreiste Vertrauen in die Gunst des Schicksals, damit war es nun auch ein für allemal zu Ende. Angelika hat unsäglich gelitten unter der jähen Wendung ihres Lebens, aber sie wäre ohne diese Wendung niemals die schöne Seele geworden, die nachher das Entzücken der edelsten Menschen ihrer Zeit werden sollte. ‚Was mich nicht umbringt, macht mich stärker', hat ein geistreicher Mann gesagt, und es gibt auch eine Stärke der Schwäche, die vielleicht noch unüberwindlicher ist, als eigentliche Kraftfülle. Das Unglück machte Angelika zu dem, was ihr Name einst ahnungsvoll angedeutet: zu einem Engel. Sie leidet so tief, daß sie noch nach Jahren vor lauter Tränen nicht dazu kommt, ihrem Freunde Herder ihr Schicksal zu erzählen, aber die Tränen dienen nur dazu, von ihrem Herzen all jene Spuren hinwegzuwaschen, die das fahrende Komödiantentum der Malerei mit seinen törichten Eitelkeiten und oberflächlichen Werturteilen dareingeprägt hat. Ihr ganzes Wesen wird von Grund aus umgekehrt, das Unechte trennt sich von dem Echten, das Ewige stößt das Vergängliche ab, ein reines, heiliges Weibtum löst — allerdings im Laufe vieler Jahre — eine höchst unheilige Scheingenialität ab.

Als ein besonders schönes Zeichen der sich vollziehenden Gemütsänderung glaube ich die beginnende Teilnahme der ziellos in der Welt herumfahrenden Virtuosin für die Poesie ihres deutschen

Heimatlandes ansprechen zu sollen. Dem Idyllendichter Salomon Geßner, der auch als Landschaftsmaler und Kupferstecher tätig war, sandte sie aus Dank für die Wohltaten seiner Poesie einige kleine Gemälde. Klopstock, dessen Messias sie alsbald allen anderen Schriften vorzog, berichtet seinem Freunde Bernstorff: „Ich bin seit kurzem in eine deutsche Malerin in London, Angelika Kauffmann, beinahe verliebt. Sie hat einen Briefwechsel mit mir angefangen und will mir schicken: einen Kopf Ossians nach ihrer Phantasie, ihr Porträt und ein Gemälde aus dem Messias. Wie stark dieses Mädchen in der Kunst ist werden Sie sehen, sobald ich Ihnen sage, daß ihr die Herren Großbritannier fünfzig Guineen für ein Porträt bezahlen.“ Wenige Monate darauf bittet Klopstock sehnsüchtig um das versprochene Gemälde „Samma“ nach dem zweiten Gesang seiner Messiade und schreibt nach dem Eintreffen des Bildes an Gleim: „Die Malerei ist vortrefflich. Das Mädchen hat den Raphael studiert. Drei Personen: der todbleiche Samma, der die Urne Benonis sitzend mit daran gelehntem Kopfe umfaßt; Joel, der Johannes tränend bittet, und Johannes, ausnehmend schön und sanft, der sich über ihn beugt und ihn mit voller Aufmerksamkeit anhört.“ Einen ganz bedeutenden und nicht nur für die beiden in betracht kommenden Personen, sondern für die ganze Kulturlage der Zeit charakteristischen Brief schreibt Klopstock, als Angelika sich entschlossen hat, Kupfer zu seinem Messias zu zeichnen.

Ich teile denselben auszugsweise mit, ohne auf die schrullenhafte Orthographie, die der Dichter sich damals zu eigen gemacht, Rücksicht zu nehmen:

„Meinen wärmsten Dank, liebste Freundin, daß Sie Zeichnungen zum Messias machen wollen. Ich mochte Ihnen, daß nur nicht sagen, weil ich glaubte, daß sie zu viel zu tun hätten. Die Engel also mit den Flügeln? Meinen Sie? Können Sie solche Flügel schön zeichnen? So sah der Prophet die Engel, und ich möchte wohl Eloa und Gabriel so gezeichnet sehen. Aber die Engel müßten auch ohne Flügel kennbar sein. Etwas Leichtes, Schwebendes, Helles, kaum Körper. Und nun Christus! Unter allen Christusköpfen, die ich gesehen habe, hat mir nur einer, von Guido, gefallen; allein auch der war noch zu sanft. Das Erhabene muß hier über das Sanfte hervorragen. Ich zittere vor der Schwierigkeit der Sache, aber Sie brauchen nicht zu zittern, wenn Sie sich die Formierung: Erhaben und sanft, das erste herrschend, nur recht bestimmt denken. Sie sind über alle Berge weg, Liebste, sobald Sie die Ideale von Christus, den Engeln und den Auferstandenen lebhaft in ihrer Seele haben. Aber die Hölle. Hier zittern Sie nicht vor der Schwierigkeit der Vorstellung, sondern der Sache — Erholen Sie sich Liebste. Nichts Scheußliches, aber Schreckliches, sehr Schreckliches. Sehr Schreckliches, sagen Sie, kann ich nicht zeichnen; ich mag es nicht denken; keine Hilfe, Beste; Sie müssen. Sie erlauben mir, Ihnen die Entwürfe zu machen.

Sie sagen mir dann, was Sie zeichnen und nicht zeichnen können. Ich ändere dann an meinen Entwürfen. Wie viel Kupfer? Ich sehe gegen fünfzig voraus. Ich denke, wir geben es stückweise heraus; auf Subskription. Ich mag nicht noch einmal auf den Messias subskribieren lassen. Sie tun es also. Ich lasse an Zeichnungen neuer deutscher Lettern arbeiten. Mein Satz dabei ist: Ohne alles Überflüssige, das Eckige stumpf, und die einförmigen Züge so schön wie möglich. Haben Sie gute Formschneider in England? Ich kann Ihnen nicht sagen, Liebste, wie ich mich zu dieser Ausgabe des Messias freue. Man hat mir immer von Kupfern vorgesagt, und ich habe immer geantwortet: ich will keine. Aber wenn sie Angelika zeichnet, so will ich sie. Könnten Sie doch nach Hamburg kommen; so würde unsere Unternehmung in wenigen Tagen Riesenschritte tun. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der Ihrige

Klopstock.

Angelikas Verkehr mit den großen Männern der Literatur und Wissenschaft erblühte nicht aus jener Eitelkeit und Prahlsucht, der sie so oft bei geistig lebhaften Frauen zu entspringen pflegt; Angelika flüchtete zu den erlesenen Geistern, teils um der faden Geselligkeit der Kreise zu entgehen, die selbst einen Horn willig aufgenommen hatten, teils um ihrer geheimen Schmerzen Herr zu werden

und in eine höhere Sphäre des Daseins lernend und verehrend hinaufzuwachsen.

Fünfzehn Jahre hatte sie nun in London zugebracht, eine Reise nach Irland abgerechnet, zu der sie der Vizekönig Tawnsend und die übrigen Großen dieses Landes (Lord Elly, Lord Robinson) einluden. In unermüdlicher Arbeit hatte sie so viel erworben, daß sie von den Zinsen ihres Kapitals ein angenehmes Leben führen konnte. Da sie endlich des englischen Treibens müde war und auch ihr alternder Vater dem nordischen Klima nicht mehr gewachsen zu sein schien, so beschloß sie, nach Italien zurückzukehren und dort weniger dem Erwerb, als ihren künstlerischen Neigungen zu leben.

Der alte Kauffmann billigte den Plan, denn auch seine Sehnsucht stand schon lange nach dem sonnigen Süden. Allein der Gedanke an eine so weite Reise in einem so hohen Alter und bei so schwacher Gesundheit in der alleinigen Gesellschaft seiner Tochter erfüllte ihn mit schwerer Besorgnis. Er fühlte sehr wohl, daß er nicht lange mehr zu leben habe, und fragte sich betrübt, was aus seiner Tochter werden solle, deren Güte nur allzu leicht einem neuen Betrug ausgesetzt war, wenn er sie in der Fremde allein zurücklassen mußte. Jeden Augenblick fiel ihm ihre erste unglückliche Ehe ein. Wie tröstlich wäre es doch für ihn gewesen, wenn er Angelika unter dem Schutze eines verständigen, rechtschaffenen Mannes gewußt

hätte, der ihr Schicksal sicher gestellt, ihr ein treuer Berater in jeder Lage geworden wäre!

Schon seit etlichen Jahren hatte Angelika auch von der kirchlichen Behörde die Nichtigkeitserklärung ihrer Ehe erlangt, aber die vielen Heiratsanträge, die ihr seitdem gemacht worden waren, hatte sie stets lächelnd abgewehrt.

Nun lebte in London ein venetianischer Maler namens Antonio Zucchi, ein Mann von ehrenhaftem Charakter, der zugleich mit dem alten Kauffmann an die Themse gekommen war und sich jetzt auch in die Heimat zurücksehnte, um dort die Früchte seiner Arbeit in Ruhe zu verzehren. Zucchi war in Venedig aus einer alten Künstlerfamilie im Jahre 1726 geboren worden. Er hatte bei seinem Onkel Carlo Zucchi Architektur und Perspektive studiert, nachher bei Fontebasse Figurenzeichnen gelernt und trotz seiner Kränklichkeit gute Fortschritte gemacht. Besonders in der Schule des Amigoni und als Reisebegleiter zweier Architekten, des Engländers Adams und des Franzosen Clerisseau, war er vortrefflich gediehen und konnte als einer der gewandtesten Vedutenlieferanten der Zeit gelten. Als solcher wurde er von Adams ermuntert, sein Glück in England zu versuchen, wo die höchsten Preise bezahlt würden und auch die Nachfrage weitaus am stärksten sei. Zucchi etablierte sich kurz entschlossen in London. Da fand er nun in der Tat Arbeit in Fülle: er schmückte die Säle der Paläste mit Deckengemälden, er malte Land-

schaften, Prospekte, Ruinen, Gruppen, Basreliefs, Ornamente, Aquarelle, kurz alles, was von einem betriebsamen Geschäftsmanne, einem zum Schwiegersohn Johann Joseph Kauffmanns geradezu prädestinierten Malhandwerker nur verlangt und geleistet werden konnte.

Als Freund des Vaters kam er selbstverständlich auch oft in die Gesellschaft Angelikas. Er hatte sich niemals erkühnt, der gefeierten Künstlerin den Hof zu machen, ja, er hatte wahrscheinlich nicht einmal daran gedacht, daß er dies tun könnte. Noch weniger war natürlich Angelika selbst darauf verfallen, Zucchis Freundschaft oder auch nur Gesellschaft zu suchen. Die beiden Menschen achteten sich also, aber waren sich vollständig gleichgültig, als der alte Kauffmann ihnen eines Tages die Vorzüge einer gegenseitigen Verbindung auseinander setzte.

Wir wollen das lächerliche Bild dieser Szene nicht näher ausmalen, sondern uns damit begnügen, daß Rossi versichert, „Angelika konnte sich nur aus Rücksicht gegen den väterlichen Willen zu einer nochmaligen Standesänderung entschließen“ — — — und „gemeinschaftliche Freunde gaben Zucchi zu erkennen, wie annehmlich für beide Teile eine solche Verbindung wäre“ — — —

Am 14. Juli 1781 führte der fünfundfünfzigjährige Bräutigam die neunundreißigjährige Angelika, der bescheidene Kunsttapezierer die gefeierte Malerin zum Altar, und am 15. Juli schiffte

sich das Paar in Begleitung des alten Kauffmann nach Ostende ein. Die Reise ging von Flandern, wo Van Dyck und Rubens studiert wurden, über Schwarzenberg, wo man sich einen Monat bei den lieben Verwandten aufhielt, nach Venedig. Die Zucchische Familie sorgte mit italienischem Temperament für einen rauschenden Empfang des berühmten Singvogels in dem zwitschernden Spatzennest. Es war gar artig, melden Augenzeugen, das kunstgeweihte Paar vor einem Gemälde zu sehen. Während Zucchi sich wortreich erklärte, schwieg Angelika und heftete ihre Augen auf die erhabensten Teile des Werkes. — — —

Die Tage in Venedig waren übrigens gezählt. Der alte Kauffmann erkrankte nicht lange nach der Ankunft und starb am 11. Januar 1782. Seine Schwester, die herbeigeeilt war, ihn zu pflegen, folgte ihm drei Wochen später in den Tod.

Nun war Angelika allein mit — Zucchi. Sie wußte sich in ihrer Not nicht anders zu helfen, als indem sie ihn bewog, mit ihr aus Venedig zu entfliehen und entweder in Rom oder Neapel ein Haus zu gründen, so gut das eben gehen sollte . . .



Neapel.

Un pezzo di cielo caduto in terra.
(Ein Stück vom Himmel zur Erde gefallen.)
Sannazar.

Herrlich ist das Land der kampanischen Ebene. Schwarz der Boden wie Gartenerde, dreimal bis viermal jährlich Frucht tragend. Das indische Korn wird hier bis zu vier Fuß hoch. Rebenumschlungene Pappeln und Ulmen schmücken die regen Straßen. Florus sagt: „Nicht nur von Italien, sondern von der ganzen Welt ist Kampanien die schönste Gegend, nichts ist milder als ihr Himmel, nichts weicher als ihr Boden und nichts lieblicher als ihr Meer. Zweimal blühen die Bäume ihr, zweimal die Blumen. Ceres und Bacchus wetteifern auf diesen Fluren.“

Vollends nun der märchenblaue Golf von Neapel! Man hat gesagt, daß der Vesuv ein Opferaltar sei, den Göttern zu danken, daß sie diesen Busen und seine Rebengelände und seine hügelansteigenden Villen und Städte geschaffen. Man hat unendliche Verse und unendliche Prosaschilderungen zum Preise dieses Eldorado aller

Bädeker-Reisenden alter und neuer Zeit geschmiedet. Wir können heute alles das als bekannt voraussetzen.

In den Tagen Angelikas war Neapel ungefähr halb so groß wie das gleichzeitige London und Paris, aber weder die Themse- noch die Seinestadt konnte sich mit ihm an Lebendigkeit und Fülle des Verkehrs messen. Neapel, schreibt J. J. Gerning, der gleichzeitig mit Angelika dort war, ist die geräuschvollste Stadt Europas und die halbstundenlange Toledostraße hat wohl ihresgleichen nicht an lärmendem Getümmel. Von früh morgens bis spät abends wird sie durchritten, durchfahren, durchgangen; immer ist sie gedrängt voll, keinen Augenblick kann man sich umsehen, nie ist man seines Lebens sicher. Eine Kauf- und Krambude steht an der anderen, und jetzt ist sie wegen der Christfeier flitternd ausgeputzt. Um Weihnachten durchziehen die Hirten der benachbarten Berge mit ihren Schalmeien die Straßen und erinnern an die Engelverkündigung ihrer bethlehemitischen Brüder. Alle Morgen werden Ziegenherden in die Stadt getrieben und auf den freien Plätzen gemolken. Welch ein Unterschied zwischen Rom und Neapel! Dort ist alles Feier und Ernst, hier alles Leichtigkeit und Jagd des Vergnügens. Man lebt nicht, man schwebt; die neuen Bewohner der alten Parthenope scheinen besorgt zu sein, den Tag nicht froh genug zu verleben, darum jagt jede Stunde desselben neuen Vergnügungen nach. Alles



Angelika Kauffmann.
Selbstbildnis im Königl. Museum zu Berlin.

ist lebendig und sinnlich nach dem Klima gebildet. Nirgends ist das Ständegewühl durcheinander- greifender, nirgends die Pracht und Verschwendung des meist verschuldeten Adels so vereint mit natürlicher Popularität. Weil in diesen südlichen Regionen alles leichter in Ausschweifungen übergeht, so können die Ritter- und Freiherrschaften kaum genügen und die Marchesen-, Prinzen-, Herzog- und Grafentitel mußten immerfort vermehrt werden. Unzählige Feudalherren besitzen nicht zwei Acker Landes, aber sie wähnen durch Verachtung jedes Geschäftes ihre Herkunft würdig zu behaupten. Spiel, Corso und Theater sind die Hauptbeschäftigung dieses Völkchens. Manche Familien versagen sich zu Hause lieber das Notwendigste, um nur nach außen glänzen zu können. Ein Kometenschweif von Dienern, die natürlich schlecht bezahlt werden und deshalb auf Trinkgelder wie besessen sind, gehört zu den unerläßlichsten Attributen des Ansehens. Einen erschütternden Kontrast zu dieser Prunksucht zeigen dann die auf den Straßen jammernden halbnackten Bettlerfamilien und das Treiben in den Gefängnissen der Vicaria, aus denen heulende Stimmen, bleiche Gesichter und Mützen an Stangen das Mitleid um Almosen anflehen. Vernachlässigt ist die Erziehung, und die Weibertreue in den höheren Ständen eine Fabel. Die politischen Zustände haben sich allmählich zu einer schönen Höhe aufgeschwungen. Wenn der Alleinherrscher eines Staates der Beste sein soll, so ist es Ferdi-

nand IV. gewiß an gutem Herzen und natürlichem Verstande ...

Liebling des Volkes und besonders der italienpilgernden Deutschen aber war die Königin Charlotte. Als sie mit fünfzehn Jahren Deutschland verließ, konnte sie sich beim Überschreiten der Grenze des Weinens nicht enthalten; sie weinte Freudenzähren, als sie 1790 das Mutterland wieder betrat. Sie wußte nichts von Kleinhöferei und Kastenwesen und zog nur diejenigen in ihre Nähe, die es durch Leistungen verdienten. ‚Wenn ich schon über dreißig Jahre in Italien lebe', pflegte sie zu sagen, ‚so habe ich doch immer noch ein deutsches Herz.' In Caserta, Neapel und Portici hatte sie deutsche Bibliotheken zu ihrem Privatgebrauch. Den Büchersaal zu Caserta bezeichnete sie durch eine Türaufschrift als „Mein geliebtes Vaterland". ‚Ich bin wie die Geizigen', äußerte sie gegen Angelika, der sie ihre Literaturschätze zeigte; ‚kann ich gleich nicht alles lesen, genießen und beherzigen, so bin ich doch froh, es nur zu besitzen.'

Königin Charlotte liebte die Künste. Schon als Erzherzogin hatte sie fleißig mit der Radiernadel gearbeitet; seit ihrer Verheiratung zeichnete sie besonders gerne häusliche Szenen. Allen Hofkabalen zum Trotz schätzte und belohnte sie die deutschen Maler Hackert und Tischbein. Kaum hatte sie erfahren, daß Angelika Kauffmann nach Rom gekommen sei und sich noch nicht entschieden habe, ob sie dort oder in Neapel ihren Wohnsitz aufschlagen solle, so entsandte sie einen ihrer

Vertrauten, um sie zur Übersiedelung nach Neapel zu bewegen. Angelika konnte natürlich einer so höflichen Einladung nicht widerstehen; und das um so weniger, als ihr Gatte schon bei der Abreise in London den Plan gefaßt hatte, sich in Neapel niederzulassen. Sie machte sich also auf den Weg und wurde bei Hofe mit der ungekünstelten Herzlichkeit aufrichtiger Verehrung begrüßt. Die Königin kramte eine ganze Sammlung von Zeichnungen Angelikas aus, die sie nach und nach in ihren Besitz gebracht hatte, holte ihre eigenen Arbeiten herbei und nannte sich „Angelikas dankbare Schülerin". Ein paar niedliche Prinzessinnen standen schüchtern zur Seite und betrachteten die berühmte Malerin mit großen, staunenden Kinderaugen. Die Königin bat Angelika, sich dauernd in ihre Dienste zu stellen, und eröffnete ihr glänzende Aussichten sowohl in finanzieller wie gesellschaftlicher Hinsicht. Aber Angelika, verärgert durch ihr Schicksal, das ihr nur das stets auferlegen zu wollen schien, was sie sich nicht gewünscht hatte, befand sich damals in einer so reizbaren Verfassung, daß sie keinerlei neuen Zwang, selbst nicht den sanften Charlottens, auf sich zu nehmen wagte. Sie lehnte deshalb den Antrag der Königin ab, versprach aber, im nächsten Jahre wiederzukommen und sich dem Throne zu nähern. Nun begehrte die Fürstin wenigstens eine Arbeit von ihr, nämlich ein Gruppenbildnis der gesamten königlichen Familie. Diesem Wunsche mußte Angelika natürlich entsprechen, obschon sie auch

hier ihre Nervosität deutlich an den Tag legte, indem sie die Bedingung stellte, nur die Köpfe nach dem Leben malen zu dürfen; alles übrige wollte sie in Rom vollenden.

Im März des Jahres 1784 finden wir die Künstlerin dann wieder in Neapel, diesmal ein wenig ruhiger gestimmt und aufrichtig beglückt durch die Lobsprüche auf ihr nunmehr vollendetes Gruppenbild der königlichen Familie. Die Königin, welche den Gedanken, sie dauernd an ihren Hof zu fesseln, noch immer nicht aufgeben mochte, ließ ihr im Palast Francovilla eine Wohnung anweisen, wie sich Angelika keine schönere hätte wünschen können: von der einen Seite war ein anmutiger Garten, von der anderen die herrlichste Aussicht über das Meer. Alsbald folgten dann neue Anträge bezüglich einer endgültigen Übersiedelung nach Neapel, Anträge, die so wohl gemeint und so verlockend ausgestattet waren, daß Angelika die ganze Standhaftigkeit ihrer Liebe zu Rom aufbieten mußte, um sich zu einem abermaligen Nein aufzuraffen. Immerhin mußte sie der Königin versprechen, alle Jahre einmal nach Neapel zu kommen und den beiden Prinzessinnen die Anfangsgründe im Zeichnen beizubringen, eine Forderung, die besonders deshalb gestellt wurde, weil Charlotte den Unterrichtsstunden beiwohnen und mit Angelika ausgiebig plaudern wollte.

Charlotte war eine kluge Frau, die sich darauf verstand, mit Menschen umzugehen und dabei eine Absicht mit geschickten Händen lang-

sam und fein zu fördern. Kaiser Joseph pflegte scherzend zu sagen: „Meine liebe Schwester schreibt mehr als mein ganzes Kabinett", und tatsächlich befaßte sich die Königin fleißig mit diplomatischen Korrespondenzen, wie sie denn auch bei jedem Staatsrat zugegen war. Angelika suchte sie zu fesseln, indem sie ihr die Anspruchslosigkeit und Herzlichkeit ihres Familienlebens zeigte. Von ihren sechsunddreißig Hofdamen durften nur zwei erscheinen. Ein hell- und sanft-ausklingendes deutsches Du rief die Dienerinnen herbei. Niemand durfte sich mit geschminkten Wangen nahen. Alles mußte sich einfach kleiden. Hoftafel fand nicht statt. Öfter wurden Geld und Brot unter das Volk ausgeteilt, öfter die Soldaten bewirtet und die deutschen noch besonders beschenkt. Ihren ganzen Zauber aber entfaltete die hohe Frau abends nach vollendeten Geschäften im Kreise ihrer Kinder. In dieser Gesellschaft konnte Angelika trotz all ihres nagenden Kummers nicht umhin, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein und ihr, doch in mancher Richtung verfehltes Leben an der Seite des alten Zucchi zu vergessen.

Dauernd aber blieb Angelika in Neapel nicht. Noch einmal, im folgenden Jahre, kehrte sie auf kurze Zeit dorthin zurück, lieferte bestellte Bilder ab, nahm neue Aufträge entgegen und erklärte im übrigen, daß die Erteilung von Zeichenunterricht an Dilettanten ihr die ganze Freude an der Kunst vergälle, weshalb sie bitten

müsse, den Prinzessinnen eine andere Lehrerin bestellen zu wollen ...

Nun mußte Charlotte wohl oder übel einsehen, daß Angelika nicht für sie zu haben war. Die Prinzessinnen überreichten der eigensinnigen Malerin zum Abschied verschiedene Zeichnungen, auf denen sie in zärtlichen Widmungen um ein gutes Andenken baten, die Königin spendete Juwelen und kostbaren Goldschmuck, der König zahlte seine Bilderrechnung.

Angelika aber war froh, wenigstens für ihre Kunst einige Freiheit erobert zu haben. Sie ging nach Rom mit dem festen Vorsatz, sich dort so gut und so fest zu verschanzen, wie das einer armen, schwachen, vom Schicksal gebrochenen Frau nur irgend möglich sein sollte.



Rom.

> In Rom ist die hohe Schule für alle Welt und auch ich bin geläutert und geprüft.
>
> Meine Hände hebe ich alle Morgen auf zu dem, der mich in dies Land geführt hat, wo ich die Ruhe, ja mich selbst genieße.
>
> Winckelmann.

Wir können uns heute keinen Begriff mehr davon machen, wie hoch Italien und besonders Rom einmal in der Wertschätzung der deutschen Künstler standen. Es ist kein geringer Ruhm für „Teutschland", sagte man zu Angelikas Zeiten, daß die besten und gepriesensten Künstler, welche es hervorbringt, in Rom leben. Schade für Dürer, daß er nur bis Bologna kam und nicht nach Rom, um die Antiken zu studieren und mit Raphael auf gleicher Bahn zur Unsterblichkeit zu wandeln. Den Figuren von Dürers Zeitgenossen Pens sieht man Rom schon an und um wieviel besser sind sie als diejenigen Dürers! Elzhaimer, Philipp Roos, Sandrart, Rottenhammer, Mengs und Dietrich werden unsterblich sein, denn sie lernten in Rom ihre Ge-

stalten und Landschaften nach dem einzigen, ewigen Maßstabe bilden — — —

Man kann das jetzt nicht anhören, ohne zu lächeln. Das berühmte Kaiserwort von den vaterlandslosen Gesellen hat heute in der Kunst beinahe einen noch galligeren Beigeschmack als in der Politik. Das Deutschtum Dürers wiegt uns zehntausend Mengs, Dietrich, Elzhaimer und Pens auf!

Wir haben in dem Winckelmann gewidmeten Kapitel bereits gesehen, welcher Magnet die Deutschen des 18. Jahrhunderts nach Rom lockte. Nun, da wir uns mit Angelikas Niederlassung in der Siebenhügelstadt zu befassen haben, wollen wir einmal in den alten Reisebüchern nachforschen, wie es damals in Rom aussah.

Bei aller Schönheit und Erhabenheit der Natur gab es kein schlechter angebautes Land als die Gegend um Rom; bei der glücklichsten Lage kein elenderes Volk als die Römer in und vor der Stadt. Keine Soldaten waren unsoldatischer als die Nachfolger der alten Legionäre, nirgendwo entfaltete sich der bettelnde Müßiggang unverschämter als an der Tiber. Will man in der Umgegend von Rom reisen, schreibt Winckelmann, ich weiß nicht mehr an welchen Gönner oder Freund, so muß man Besteck und Bettwäsche mit sich führen, sonst stirbt man vor Ekel.

Der altrömische Hang zur Politik war noch immer so lebendig, als wenn die Welthändel

nach wie vor vom Kapitol aus geschlichtet würden, und der Hang zur Satire hatte sich nicht minder erhalten, wovon die oft beklebten Pasquino und Marforio Beweise gaben. Aber die altrömische Großmut hatte sich in Kleinmut, der Edelstolz in Kriecherei, das Ehrgefühl in Tücke, die alte Tapferkeit in hinterlistigen Stilettenmord verwandelt. Wenn Postknechte das rohe Muster einer Nation sind, so mögen die römischen die verworfensten der Erde sein, habe ich mir aus einem alten Künstlertagebuch notiert. ‚Brot und Spiele‘ bleibt das Losungswort der Römer; vom Stein- und Scherbenwerfen und vom schreienden Fingerzählspiel (Mora) bis zum Pferderennen und dem kühlenden Herumwaten auf dem überschwemmten Navonaplatz in den Hundstagen, von der üppigen Zeit der Weinlese bis zu den Saturnalien des Karneval.

Nirgends weilte der gebildete Italiener mit mehr Genuß und Gefühl als in der Oper. Bei einer schön gesungenen Arie des Lieblingssängers gab er unter Tränen, mit schmelzender Stimme sein Bello! Bello! von sich. Besonders die Damen schwelgten in solchen Entzückungen. Immer waren die höheren Römerinnen gewohnt, vor Wohlgerüchen in Ohnmacht zu fallen und nirgends huldigte man der Wangenmalerei so ausgiebig wie hier.

Winckelmann sagt: „Diese Nation ist gar nicht gemacht, etwas Ernstliches zu betreiben. Die Straßen und Plätze stehen den ganzen Tag

voll von Abbaten, die nichts tun, als die Vorübergehenden zu betrachten. Sie stehen zu Hunderten da und sind vielmals zerrissen. Dazu das Klima: Man verliert das Feuer in Rom vor lauter Hitze. Endlich die Künstler: Es sind einige darunter, die Augen haben, die meisten sind blind wie die Maulwürfe. Es sind einige Ober- Über- Hofmaler von einigen deutschen Fürsten ..."

Auf der anderen Seite kann derselbe Winckelmann nicht umhin, folgendes Lob auszusprechen: „Es dies ein Land der Menschlichkeit und wo ein jeder macht, was er will, wenn man bloß nicht öffentlich auftritt und sagt, der Papst sei der Antichrist. Aber selbst dieses ist kein Unglück für einen, der bedürftig ist, denn man hält einen solchen unbesonnenen Menschen in der Inquisition, gibt ihm ein gutes Zimmer und nährt ihn gut; er hat seinen Garten, Luft zu schöpfen, und wenn man glaubt, daß er vom Gegenteil überzeugt sei, läßt man ihn laufen, sub sigillo silentii."

Rom scheint danach, außer durch seine Kunstschätze, in erster Linie durch die Freiheit der Bewegung, welche es den Künstlern ließ, anziehend gewirkt zu haben. Etwas von jenem seltsamen Bohême-Glück, das jetzt vorzugsweise in München gesucht wird, muß damals in den Mauern der Tiberstadt zu finden gewesen sein. Winckelmann berichtet an einer anderen Stelle: „Der Sammelplatz der Künstler in Rom ist im

Campidoglio. Hier ist der Schatz von Altertümern, Statuen, Sarkophagen, Büsten, Inschriften u. s. w. und man ist hier mit aller Freiheit und vom Morgen bis in den Abend. Man gehet im Roquelor ohne alle Umstände, denn dieses ist hier Mode. Des Morgens und des Nachmittags gehet man in ein öffentlich Kaffeehaus und trinket eine Tasse à 6 Pfennige nach sächsischem Gelde. Wein, das Maß für 5 Bojocchi, das ist 18 Pfennige, ist recht gut."

Die große Ungezwungenheit, deren sich die fremden Künstler in Rom zu erfreuen hatten, entstammte nicht sowohl der Hochachtung, als vielmehr der Gleichgültigkeit, mit der ihnen die Römer begegneten. Von der Höhe seines unsterblichen „Civis Romanus sum" blickte der Sohn der ewigen Stadt auf den zugereisten Fremden herab, dessen Pilgerfahrt nach den Gnadenstätten der Kunst ihn kaum anders anmutete, als ein Bettlergang mit gezogener Mütze an den Türen der Reichen vorbei. ‚Er ist ein Forestiere' hieß so viel als: Laßt ihn treiben was er mag, es ist ja ganz einerlei, ob er sich schicklich oder unschicklich aufführt, mit Römern kann er sich eben selbst im günstigsten Falle nicht messen. Die ausgezeichnete Fernow schreibt an Münter am 2. Dezember 1797:

„Ich lebe hier sehr einsam und wenn ich Umgang habe, ist er fast nur mit Fremden. Der große Unterschied in Erziehung und Denkungsart zwischen uns und den Römern bestimmt einen

Abstand, der keinen offenen, zwanglosen Umgang, keine wahre Freundschaft, noch einen gesellschaftlichen Genuß erlaubt."

Und Winckelmann klagt Riedesel:

„Die Zahl meiner Freunde ist nunmehr auf drei Personen beschränkt: Sie, Stosch und Mengs."

Wenn Angelika nach Rom ging und sich dort für den ganzen Rest ihres Lebens ansiedelte, so geschah dies ohne Zweifel aus einer klugen Kombination persönlicher Wünsche und geschäftlicher Interessen heraus. Nirgendwo konnte die internationale Modemalerin in so rege Fühlung mit den ausschließlich der Aristokratie angehörigen Bewunderern ihrer Kunst treten wie in der großen Fremdenstadt an der Tiber, und nirgendwo konnte sie wiederum so völlig aus der Zirkulation des gesellschaftlichen Alltaglebens ausscheiden wie eben hier. Das Doppelwesen, das sich in ihr verkörperte, der Zögling des Rokoko und der Zögling der Winckelmannschen Kunstlehre, fand in Rom Gelegenheit, seine beiden Charakterseiten zu entfalten: Die ewige Antike war gleichsam die ruhende Insel, an deren Gestade die Salonwelt bunt und flatterhaft vorübergondelte.

Auf die Gesellschaft der Römer machte Angelika gar keinen Anspruch. Es genügte ihr, daß in ihrer schönen, mit Statuen, Büsten und Bildern geschmückten Wohnung auf Trinità de Monti ein gewählter Kreis ausländischer Gelehrter und Künstler verkehrte. Goethe, Herder, Matthisson, J. L. Stollberg sind hier aus- und

eingegangen. Von den Angehörigen der römischen Künstlerkolonie kamen der Landschafter Hackert, der Hofrat Reiffenstein, der gelehrte Antiquar Hirt. Bei den durchreisenden Fremden war es unverbrüchliche Sitte, daß sie in Rom zwei Ateliers sehen mußten: dasjenige Canovas und dasjenige Angelikas. Auch einige Italiener, wie der Kupferstecher Volpato und der Kardinal Spina, gehörten zu ihren Freunden. Gefeierte italienische Sängerinnen veranstalteten bei Angelika gelegentlich musikalische Vorträge.

Angelikas Art, sich in Gesellschaft zu benehmen, war höchst einfach und bescheiden. Sie machte gern jedes Gespräch gefällig mit, doch war sie so zurückhaltend, daß sie nie eine entschiedene Meinungsäußerung über ihre Lippen kommen ließ. Besonders über Kunstsachen sprach sie mit der äußersten Zurückhaltung. Immer fern von aller Eifersucht, lobte sie an Werken anderer Künstler, was nur irgend daran zu loben war. Gleichwohl konnte sie sich der Mißgunst der italienischen Maler auf die Dauer nicht entziehen. Besonders vielen Ärger bereitete man ihr, indem man Kupfer nach ihren Entwürfen anfertigte und sich dabei mancherlei Änderungen der Originale gestattete. Als ihr einmal ein solches, mit „Angelika Kauffmann" gezeichnetes Blatt vorgelegt wurde, schrieb sie vor die Signatur die Worte Non è di, so daß man also las: Non è di Angelika Kauffmann. Ebenso schmerzlich berührte es sie, daß der Neid der Italiener einen beab-

sichtigten Besuch des Papstes Pius VI. in ihrem Atelier zu hintertreiben wußte.

Übrigens wurde Angelika, die so vielen Schmerz erlitten, nach und nach dermaßen reif und frei in ihrem Empfinden, daß sie Kränkungen nur noch mit einem stillen, wehmütigen Lächeln hinnahm. Ihre nervöse Reizbarkeit wich, sie ließ ihren Zucchi gewähren, der ihr sogar ein Landhaus in Castell Gandolfo verehrte, sie suchte und fand ihren Trost in unermüdlicher, beinahe besorgniserweckender Emsigkeit. Mit dem frühen Morgen begann sie zu zeichnen oder zu malen, und nachdem sie gegen Mittag eine kleine Erquickung zu sich genommen, nahm sie das Malgerät wieder zur Hand, um bis Sonnenuntergang fortzuschaffen. Der Abend gehörte dann der Geselligkeit und der noch immer leidenschaftlich geliebten Tonkunst.

In der Zeit bis 1795 hatte Angelika so viele Bestellungen zu erledigen, daß sie diese kaum zu bewältigen vermochte. Zu ihren vornehmsten Auftraggebern zählten der Comte du Nord, nachmaliger Kaiser Paul I. von Rußland, Kaiser Joseph II., der nicht wenig stolz war, als er hörte, daß Angelika ein Kind seines Landes sei, ferner die Kaiserin Katharina II., der Fürst Poniatowsky, der Herzog Peter von Kurland, der Kurfürst Karl Theodor von Bayern, die Herzogin Amalia von Parma und endlich der unglückliche Staatssekretär Pius' VI., Kardinal Ignaz Boncampagni, der ein religiöses Gemälde für Loretto wünschte.

Wichtiger als alle Malereien, die sie für diese hohen Gönner geschaffen hat, ist aber die seelische Entwicklung, welche Angelika mittlerweile durchmachte. Erfreulicherweise steht uns eine ganz einzige Gelegenheit offen, diese Entwicklung kennen zu lernen: die Aufzeichnungen Goethes und Herders, die nacheinander Angelika besuchten und mit ihr in den schönsten Verkehr traten.

Wir wollen beide Besuche eingehend betrachten.



Goethe.

„Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre
denn Rom auch nicht Rom."

Goethe.

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie mir scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig."

Es ist der Kaufmann „Möller", der so schwärmt, oder vielmehr einer der Größten, die je für Rom geschwärmt haben, Johann Wolfgang Goethe, in Italien um des Inkognito willen „Kaufmann

Möller aus Deutschland" geheißen. Am 1. November 1786 war er durch die Porta del Populo in der ewigen Stadt eingezogen und wanderte nun in Gesellschaft des Malers Tischbein umher, die Kunstschätze der Museen, Paläste, Kirchen, Straßen und Plätze zu sehen und zu genießen. Mit jedem Tage wächst sein Glück. „Ich entdecke in mir ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden; er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Die Verbindung mit Tischbein und das Umherwandeln in den Sammlungen brachte Goethe alsbald in gesellige Verhältnisse zu der deutschen Künstlerkolonie. Vor allem lernte er Angelika Kauffmann kennen, der gegenüber er auch sein Inkognito aufgab, da er sich von ihrem anmutigen Wesen lebhaft angezogen fühlte. Es dauerte nicht lange, so „galt es schon als hergebracht", daß er Sonntags ihr Tischgast war. Vor dem Mahl pflegte er regelmäßig eine Fahrt nach irgend einem Museum oder Palast mit ihr zu machen, denn mit Angelika war es „gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr

gebildet und ihre mechanische Kenntnis sehr groß ist. Dabei ist sie für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden". Natürlich will Angelika den Dichter malen und der Dichter Angelika mit seinen jeweiligen Schöpfungen bekannt machen: „Ich konnte einer Vorlesung meiner Iphigenie nicht entgehen. Madame Angelika und Hofrat Reiffenstein waren die Zuhörer und selbst Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunsch seiner Gattin war. Die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir, eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte." Und die Künstlerin hielt Wort, denn im nächsten Monat berichtet Goethe: „Angelika hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke ist sehr glücklich, und sie wird ihn trefflich ausführen: den Moment, da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet. Das was die drei Personen hintereinander sprechen hat sie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man sieht auch hieran, wie zart sie fühlt und wie sie sich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört." Nicht so glücklich war Angelika bei dem Porträt des Dichters, das sie malte. „Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir." Das Bild hängt jetzt im Goethemuseum zu Weimar. Es ist niemals fertig geworden.

Angelika ist Goethes Zuflucht in allen Fällen, wo er in Rom guten Rat braucht. Besonders bei seinen Zeichenversuchen steht sie ihm hilfreich zur Seite. Er schätzt sich überaus glücklich, wenn sie seine Bemühungen lobt, und findet es zu schmeichelhaft, als daß er's sagen könnte, was ihm die Freundin für Hoffnungen für sein Landschaftszeichnen unter gewissen Bedingungen gibt. Da Angelika eifrig Kunstwerke sammelt, so läßt sich Goethe keine Gelegenheit entgehen, sie auf günstige Angebote aufmerksam zu machen. Er ist dabei allerdings nicht immer glücklich gewesen. So z. B. erwähnt er einmal in seinem Tagebuch eine Madonna von Andrea del Sarto, auf die Angelika 450 Zechinen geboten, ohne sie zu erhalten, weil „ihr attenter Gemahl" etwas gegen die Höhe des geforderten Preises „einzuwenden gehabt". Angelika ist überhaupt nach dem Zeugnis Goethes „nicht so glücklich, wie sie es zu sein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für so leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun, sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir; ich hab' ihr meine Meinung ge-

8*

sagt, hab' ihr meinen Rat gegeben und muntere sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen was sie macht, nicht was sie zurückläßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnet, was fehlt!"

Je länger Goethe mit Angelika verkehrt, um so lebhafter wird ihr beiderseitiges Bedürfnis, miteinander zu sein und sich auszusprechen. Außer den Sonntag verbringt der Dichter jetzt auch regelmäßig einen Tag in der Woche bei der Freundin. Sie besuchen gemeinschaftlich den englischen Landschaftsmaler Moore, die Villa Farnesina, den Palast Barberini, die Galerie Aldobrandini, den Palast Rondanini u. s. w. Da Goethe sich auch in Rom fleißig mit seiner Farbenlehre beschäftigt, so findet Angelika manchen hübschen Anlaß, ihn bei seinen Experimenten mit Pinsel und Palette zu unterstützen. Um ihn über seine Behauptung, das Blau sei keine Farbe, aufzuklären, malte sie ihm einmal eine kleine Landschaft ohne dies. Für seinen Egmont zeichnete sie ihm ein Titelkupfer. Goethe seinerseits brachte stets die ersten Druckexemplare seiner Schriften, die während des römischen Aufenthalts veröffentlicht wurden, getreulich zu Angelika, die darüber eine rührende Freude an den Tag legte. „Angelika ist gar lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner."

Man hat wohl behauptet, daß zwischen dem Dichter und der Künstlerin ein zarteres Verhältnis bestanden habe, als Goethe glauben machen wolle. Aber das ist eine jener häßlichen Ausstreuungen von Leuten, die der Sonne ihren Glanz und den Blumen ihre Reinheit nicht gönnen. Goethe stand bis gegen den Schluß seines römischen Aufenthalts unter dem Einfluß der Frau v. Stein, und wie er unter dem Eindruck der großen Kunsterlebnisse über die Liebe dachte, erhellt aus einem seiner Briefe aus dem Januar 1787: „Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des kolossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom, und nun besitz' ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers."

Meine erste Liebschaft in Rom! Also doch eine zweite? Wohl jene, die in den Römischen Elegien besungen wird?

Ja und Nein!

Die Schöne, welcher die Römischen Elegien gelten, ist Christiane Vulpius. Beide, das Mädchen und ihre poetische Verherrlichung, gehören einer viel späteren Zeit an, als Goethe wieder in der Heimat weilte.

Aber eine römische Liebschaft hat Goethe doch gehabt, eine der anmutigsten und idealsten, die wir von ihm kennen, und Angelika Kauffmann spielt darin eine keineswegs nebensächliche Rolle.

Nachdem sich Goethe eine geraume Zeit ganz im stillen gehalten hatte und von allem zerstreuenden Verkehr fern geblieben war, beging er einen „Fehler", der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers am Corso, wo er wohnte, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Gesellschaft auf ihn richtete. Die Sache verhielt sich so: Angelika Kauffmann, die früher von ihrem Vater in den Galerien eingesperrt worden war und jetzt unter der Aufsicht des Gatten ihr tägliches Malpensum gewissenhaft absolvieren mußte, die arme, gutmütige Angelika kam nie ins Theater. Um sie nun doch mit Cimarosas Musik bekannt zu machen, die man ihr nicht genug zu rühmen wußte, faßte man den Plan, ihr dieselbe in Goethes großem und kühlem Saal zum besten zu geben, wozu die Opernsänger gern bereit waren. Goethe ging auf den Gedanken um so lieber ein, als eben unvermutet der weimarische Konzertmeister Kranz ankam, der ihm zur Ausführung des Vorhabens behilflich sein konnte. So ließ er denn seinen Saal durch Althändler und Tapezierer ausschmücken, übertrug die Besorgung der Erfrischungen einem benachbarten Kaffeewirt und lud Angelika, und wem er sonst noch eine Artigkeit schuldig war, zum Konzert ein.

Die Veranstaltung gelang glänzend. Große Menschenmassen sammelten sich in der schönen Sommernacht unter den offenen Fenstern und verfehlten nicht, die Gesänge, als wären sie im

Theater, gehörig zu beklatschen. Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der soeben durch die nächtliche Stadt eine Lustfahrt machte, hielt unter den Fenstern stille, applaudierte stürmisch und gab dann eine von allen Instrumenten begleitete Baßarie aus eben der Oper zum besten, die man im Saal stückweise vortrug. Von oben wurde nun hinwieder voller Beifall gespendet, das Volk stimmte mit ein, und so wurde das Privatkonzert zu Ehren Angelikas zu einem öffentlichen römischen Nachtfest.

Damit war nun aber Goethe nicht nur ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, sondern auch des Staunens seiner Nachbarn geworden. Ein reicher Milordo, hieß es, müsse da eingezogen sein, denn wer sonst könne den Aufwand eines solchen Festes bestreiten? Besonders waren ein Paar Damen, die nicht weit von ihm wohnten, eine alte Römerin mit einer hübschen Tochter, seit dem Konzertabend die Aufmerksamkeit selber. Goethe hatte sie längst gegrüßt, ohne von ihnen beachtet zu werden. Seit er aber zum Mylord aufgerückt war, erwiderten die Damen seine Grüße in der freundlichsten Weise. „Ich habe sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie abends vor der Tür saßen, nahe genug vorüber ging; denn ich wollte meinem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzweck nicht ablenken zu lassen, vollkommen treu bleiben.“

Es kam anders, als der Dichter glaubte.

Im Oktober folgte der Goethesche Freundeskreis einer Einladung des englischen Kunsthändlers Jenkins nach Kastell Gandolfo, und auch Angelika fand sich dort ein. Man kann sich von dieser Villeggiatur den besten Begriff machen, wenn man sich das Leben in einem Badeorte vergegenwärtigt. Personen ohne den mindesten Bezug aufeinander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernsthafte und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit, so daß es ein Wunder wäre, wenn sich nicht in der Sorglosigkeit und Untätigkeit eines solchen Daseins die mannigfaltigsten Wahlverwandschaften hervortäten.

Es dauerte nicht lange, so tauchte die alte Römerin mit ihrer hübschen Tochter in Kastell Gandolfo auf. Zu gleicher Zeit stellte sich eine junge Mailänderin ein, die sich jenen anschloß, die Schwester eines Kommis von Jenkins, eines jungen Mannes, der bei dem Kunsthändler in großer Gunst stand. Die Mädchen schienen genau miteinander verbunden und Freundinnen zu sein. Gleichwohl standen sie in einem schroffen Gegensatz zueinander: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend; die Mailänderin mit einem offenen, „nicht sowohl ansprechenden, als gleichsam anfragenden Wesen“.

— Eine kurze Weile hielten diese beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber dann brachte ein besonderer Anlaß unserem Dichter zum Bewußtsein, daß sich seine Neigung bereits für die Mailänderin entschieden habe.

Goethe saß eines Abends bei einer Art Lottospiel zwischen den beiden Schönen und hatte mit der Römerin Kasse zusammengemacht. Im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß er auch mit der Mailänderin sein Glück versuchte. Vertieft in das Spiel, bemerkte er nicht gleich, daß die Teilung seines Interesses Mißfallen erregte, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter der Römerin ihn abseits zwar höflich aber mit Matronenernst ins Gebet nahm. In Villeggiaturen, belehrte sie ihn, sei es Sitte, daß Personen, die sich näher aneinander geschlossen, der Gesellschaft gegenüber für die ganze Saison in diesem Verhältnis zueinander blieben. Da er nun einmal mit ihrer Tochter in solche Beziehung gekommen sei, so schicke es sich nicht wohl, mit einer anderen jungen Dame in gleiche Beziehung zu treten. Goethe entschuldigte sich eifrig, jedoch mit der Wendung, daß es in seiner Heimat Sitte sei, allen Damen der Gesellschaft in gleicher Weise dienstfertig und artig zu begegnen. Gleichzeitig empfand er aber, daß er nun die Mailänderin erst recht bevorzugen müsse, da sein Herz ausschließlich nur für sie schlug.

Am nächsten Morgen suchte er sogleich ihre Gesellschaft auf. Da sie im Lauf des Gesprächs

beklagte, an der englischen Unterhaltung Angelikas mit Herrn Jenkins nicht teilnehmen zu können, erbot er sich, ihr englischen Unterricht zu geben, was sie freudig annahm. Das war nun freilich eine Beschäftigung, die eben so sehr geeignet war, die Liebe des Lehrers, als die Sprachkenntnisse der Schülerin zu fördern. Alle anderen Beschäftigungen mußten jetzt ruhen, um keinen Augenblick des Zusammenseins mit der Geliebten in Verlust zu bringen. Auch sie versäumte ihrerseits nicht, seine Nähe aufzusuchen. Man hatte ihm an einem der nächsten Tage an der großen Mittagstafel den Platz rechts neben Angelika angewiesen. Eben als er ihn eingenommen, erschien seine Schülerin an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die Übrigen sich um die Tafelplätze komplimentierten, um den Tisch herum zu gehen und sich neben ihn zu setzen. Angelika schien dies mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blickes einer klugen Frau, um zu bemerken, daß hier etwas vorgegangen sein müsse und daß ihr zeither bis zur Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernt haltender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen gesehen habe.

Noch an demselben Tage sollte Goethes aufgeregter Gemütszustand eine schmerzliche Umwandlung erfahren. Als er gegen Abend die Damen aufsuchte, fand er die älteren Frauen in einem Pavillon, der eine herrliche Aussicht bot.

Er konnte der Einladung, sich niederzulassen, nicht gut ablehnend begegnen. Und so hörte er denn zunächst von einer Braut-Ausstattung, nachher von einem Bräutigam reden, die beide einer äußerst genauen Kritik unterzogen wurden. Zuletzt fragte er, wer denn die Braut sei? Und da vernahm er nun zu seiner großen Bestürzung, daß es seine geliebte Schülerin war. „Es ist nicht nötig, auszusprechen, welches Entsetzen mich ergriff, als ich das vernahm; die Sonne ging unter und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen.“

Goethe will in dem Bericht, den er in spätem Alter über diese Tage geschrieben hat, den Glauben erwecken, als hätte er sich das Verhältnis alsbald auf die anmutigste Weise zurechtgelegt. Nunmehr gezwungen, die Geliebte als Braut, als künftige Gattin eines anderen anzusehen, habe sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustand erhoben, und in seinem Begegnen mit ihr habe sich seitdem eine höhere, eigennutzfreiere Zuneigung ausgesprochen. Nachweislich aber, sagt Heinrich Viehoff, liebte Goethe in den aus späteren Jahren herrührenden Schilderungen früherer Herzensangelegenheiten über manches einen farbendämpfenden Schleier zu breiten, oft vielleicht nur, um seinem weichen Gefühl schmerzliche Erinnerungen erträglicher zu machen. So läßt sich auch hier zeigen, daß der Schmerz um den Verlust der Geliebten noch lange in seiner Brust nachklang, doch darf man ihm Glauben schenken,

wenn er sagt, er habe diesmal, durch frühere Erfahrungen und reifere Jahre unterstützt, die Leidenschaft sogleich entschlossener bekämpft. In der Frühe des nächsten Morgens nach der schmerzlichen Entdeckung ließ er sich für die Mittagstafel entschuldigen, machte mit der Mappe unterm Arm einen weiten Weg durch das Gebirge, wich nach der Rückkehr den englischen Studien aus und hatte acht, der heimlich Geliebten nur im Beisein Anderer zu begegnen.

In diese Tage fällt ohne Zweifel die Konzeption des reizenden Gedichtes „Amor als Landschaftsmaler". Der Dichter sitzt in der Frühe des Herbstmorgens auf einer Felsenspitze und starrt, von seinem Liebesschmerz hingenommen, in den Nebel, der wie ein grau grundiertes Tuch alles in die Breite und Höhe deckt. Da stellt sich Amor ein, ihm eine Standrede zu halten:

Willst Du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will Dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so rötlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten, ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume . . .

Goethe kehrt nach Rom zurück und wendet sich mit allem Eifer seinen Studien zu. Aber es will ihm nur schwer gelingen, den alten Gleichmut, die alte „Solidität“ zurückzufinden.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wieviele Tag' und Nächte bist Du geblieben
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem Lager bin ich vertrieben:
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet.
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Anfang Dezember erhielt er die Nachricht, daß sich der Bräutigam der Geliebten unter einem nichtigen Vorwand zurückgezogen und sich von seinem Versprechen losgesagt habe. „Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgegangen zu sein, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild getrübt und entstellt zu sehen: denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sei aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereignis in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben befürchten lasse. Indem ich mich nun täglich, und die erste Zeit zweimal, erkundigen ließ, hatte ich die

Pein, jene heiteren, dem offenen, frohen Tag allein gehörigen Züge, nunmehr durch Tränen getrübt, durch Krankheit entstellt zu denken?" — Angelika steht dem Leidenden in ihrer stillen, weiblich zarten Weise treulich zur Seite. Sie ist es auch, in deren Gesellschaft er die Freundin nach ihrer glücklichen Genesung zum erstenmal wiedersieht.

Es war an einem Karnevalstag. Auf dem venetianischen Platz, wo manche Kutschen, ehe sie sich dem bewegten Treiben des Corso wieder-anschlossen, ein wenig zu halten und die Vorübergehenden zu beschauen pflegten, sah Goethe in den Wagen Angelikas und trat an den Schlag, um sie zu begrüßen. Sie hatte sich aber kaum freundlich zu ihm herausgebeugt, als sie sich wieder zurückzog, um die neben ihr sitzende Begleiterin sichtbar werden zu lassen. Goethe erschrak auf das freudigste. Die Geliebte hatte sich nicht nur nicht verändert: wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen; ihre Augen schienen sogar frischer und freundlicher zu blicken, mit einer Freudigkeit, die ihn bis ins Innerste durchdrang. So blieben sie eine Zeitlang ohne Sprache, als Angelika das Wort nahm und, indessen die Mailänderin sich vorbog, zu Goethe sagte:

„Ich muß nur den Dolmetscher machen, denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie

sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Anteil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste, was ihr bei ihrem Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wiederherstellend auf sie gewirkt, sei die Teilnahme Ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal wieder aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen in dem schönsten Kreise gefunden."

„Das ist alles wahr," bekräftigte das errötende Mädchen, indem sie Goethen ihre Hand reichte, die er wohl mit der seinigen, aber nicht mit den Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernte der Dichter sich wieder in das Gewühl der Faschingstoren, „mit dem zartesten Gefühl der Dankbarkeit gegen Angelika, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte".

Ohne Zweifel hatte Angelika das junge Fräulein deshalb in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt, weil sie ihm nach der Aufhebung des Brautstandes den Weg zu einem neuen Verhältnis ebnen wollte. Goethe ist aber auf diesen Plan der Freundin nicht eingegangen. Er sah es gern, daß das anmutige Kind mit Angelika immer vertrauter wurde, beobachtete wohlgefällig, wie hübsch sie sich im Salon betrug, und hegte „die Vermutung und den Wunsch", daß ein wohlhabender junger Mann aus Angelikas Bekannten-

kreis „gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei“.

Als er seine Abschiedsbesuche in Rom machte, fand er sie im Morgenkleide, wie er sie in Kastell Gandolfo zuerst gesehen hatte. Sie war sehr gesprächig, und er war sehr schweigsam. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa. Aber noch einmal grüßte sie dann vom Fenster auf die Straße hinaus, er blieb stehen, und es kam ein „wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenötigtes, lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit“ zustande, das dem Dichter auch deshalb „nie aus Sinn und Seele gekommen ist“.

Angelika erhielt von Goethe jene Büste der Juno Ludovisi, die er als seine erste Liebschaft in Rom bezeichnet hat. Auch pflanzte er in Angelikas Garten einen schon einigermaßen erwachsenen Piniensprößling aus seiner botanischen Sammlung, der im Laufe der Jahre zu einem ansehnlichen Baum gedieh, aber leider „nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin“ von dem neuen Hausbesitzer entfernt wurde, so daß spätere Reisende die Stelle leer und hier wenigstens „die Spur eines anmutigen Daseins ausgelöscht fanden“.



Orpheus und Eurydike.
Gemälde von Angelika Kauffmann im Britischen Museum zu London.

Der Seelenfreund.

Wo alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit seiner Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet.

Herder.

Goethe war noch nicht lange in die Heimat zurückgekehrt, da stellte sich bei Angelika ein Mann ein, der ebenfalls aus Weimar kam und ebenfalls ein deutscher Dichter war: Johann Gottfried Herder.

Der Unterschied zwischen den beiden Reisenden war der denkbar größte.

Wenn Goethe mit ahnungsvoller, ihrem höchsten Traum entgegenstrebender Seele Italien aufsuchte, dessen Namen er selbst vor den vertrautesten Freunden nicht auszusprechen wagte, so sollte diese Reise für Herder mehr ein Erholungsausflug werden, den er ganz unvorbereitet, selbst der Sprache wenig kundig, auf rein äußerlichen Antrieb unternahm. Auch Goethe ließ in der Heimat geliebte Freunde zurück, deren er sich selbst im höchsten Genusse mit der ihm eigenen Wärme des Herzens erinnerte; dagegen fühlte sich Herder

in Italien stets von leidenschaftlicher Sehnsucht zu Frau und Kindern hingezogen und machte sich Vorwürfe, daß er „Bilder“ lieben und treuen „Menschen“ vorgezogen. Machte sich's Goethe unter dem Schutz seines Inkognito so behaglich wie möglich, indem er sich anspruchslos unter die Künstler mischte, so sehen wir Herder stets auf seine hohe geistliche Würde halten, die Vornehmen aufsuchen und zunächst in Gesellschaft des Domherrn Dalberg, dann im Gefolge der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar reisen. Nirgendwo, sagt Düntzer, fühlte sich Herder recht frei, stets beengt von seiner geistlichen Stellung, die auch auf seine Ansicht der Kunstwerke den bedeutendsten Einfluß hatte, da er auf die sittliche Würde den höchsten Wert legte, ohne sich der eigentlichen Sendung der Kunst voll bewußt zu werden. Dazu kam, daß der arme Herder allenthalben von der Ungunst des Schicksals verfolgt wurde, ohne wie Goethe in der Lage zu sein, sich überall mit gewandter Leichtigkeit und Lebenstüchtigkeit durchzuhelfen. Der reine Genuß, den sich Herder an der Seite des gutherzigen, geistig beweglichen Dalberg versprochen hatte, wurde ihm auf das schmählichste durch ein herrschsüchtiges Weib verbittert, die sich als Begleiterin eingeschoben hatte und des kostspieligen Anhanges ihres Liebhabers gern entledigt sein wollte. Die unerläßliche Trennung von Dalberg aber, sowie die Not, das erforderliche Reisegeld entweder von diesem oder von Hause zu erhalten, verleideten Herder jede Stunde

des Aufenthalts in Rom, wo ihm auch noch die Krankheit seines Dieners leidige Herzensangst bereitete. Endlich erhielt er sogar noch einen Ruf an die Universität Göttingen, der, statt seine Seele zu erheben, die unwillige Aufregung steigerte, da er ihm das Ungenügende seiner Stellung in Weimar und alles dort erlittene Ungemach im grellsten Licht erscheinen ließ.

Dennoch sollte Herder eine Perle in Italien finden, eine Perle, die ihn für alles erlittene und noch zu erleidende Ungemach entschädigte: die schwärmerische Verehrung Angelikas.

‚Wo alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit der Seele, was man mit den Sinnen nicht findet.‘

In diesem Zeichen begegnete sich der unzufriedene Italienfahrer mit der nicht eben zufriedenen Malerin.

Hatte Goethe sich glücklich geschätzt, einmal unter einem „ganz sinnlichen Volke“ zu leben, so empfand Herder das italienische Wesen als schneidenden und dabei verächtlichen Gegensatz zu der deutschen Innerlichkeit und Gedankenhaftigkeit. Angelika aber hatte nicht nur die längste Zeit ihres Lebens in Italien verbracht, sie hatte nicht nur ihre ganz und gar nach innen gerichtete Begabung auf eine zunächst die sinnliche Erscheinung betonende Kunst wenden müssen, sondern die Sinnenwelt hatte ihr auch alles das versagt oder vergällt, was die weltflüchtige Sehnsucht ihrer Seele etwa aufzuhalten und zu fesseln vermocht:

niemals hatte Angelika ein Kind sein und wie Kinder spielen dürfen, niemals war ihr das Glück der Liebe zu teil geworden, niemals hatte sie die schmerzliche Seligkeit der Mutterschaft empfinden dürfen, niemals hatte man ihr auch nur das bescheidene Menschenrecht zugestanden, sich selbst und ihrer Neigung zu leben.

Und so begegnen sich denn diese beiden in aller Verschiedenheit doch tief verwandten Menschen mit einer Seligkeit, wie sie nur den Verdurstenden beim Anblick des erquickenden Trunks überwältigen mag. Jedes Wort, das Herder seit seiner Begegnung mit Angelika nach Hause schreibt, ist ein segnender Händedruck für „die wahre, himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz und unnennbaren Güte des Herzens". Und auch Angelika kann sich nicht genug tun in Beweisen einer Verehrung, die sich von der Schwärmerei einer beglückten Braut nur durch die Melancholie stillschweigenden Entsagens unterscheidet.

Wenn irgendwo, so lernt man Angelika aus ihrem Seelenbündnis mit Herder kennen. Überall anders gewahrt man nur zerstreute Strahlen des sanften Gestirns, unter dem sie wandelt; hier ist die versammelte heimliche Helligkeit und Schönheit ihres Lichtes zu sehen.

Man muß aber nicht erwarten, viel Ereignisse und Verwicklungen in diesem Herzensroman kennen zu lernen, denn das gerade macht seine Feinheit und Zärtlichkeit aus, daß alle seine

Kämpfe gleichsam unterirdisch, in den verborgensten Winkeln des Herzens ausgetragen werden, und daß nur ein paar Blumen aus dem Erdreich emporsteigen, die von Verschwiegenheiten, denen sie entstammen, Kunde bringen.

Ich will an diese zerbrechlichen Dinge mit meinen ungeschickten Händen gar nicht rühren, sondern Herder nach Möglichkeit selber reden lassen.

Kaum ist der Dichter einen Tag in Rom, so führt ihn der junge Bury, nachdem er ihm weinend Goethes verlassene Wohnung gezeigt, zu Angelika. Herder schildert seinen ersten Eindruck so: „Sie ist eine feine, zarte, reine Künstlerin, äußerst simpel, ohne Reiz des Körpers, aber in allem sehr interessant. Der Hauptzug ist Simplizität, Reinheit und Feinheit. Sie hat mich sehr artig empfangen; ich blieb aber nicht lange da.“ Und an einer anderen Stelle: „Morgen esse ich bei Angelika zum erstenmal; sie ist eine gar zarte, jungfräuliche Seele, wie eine Madonna oder wie ein Täubchen. In kleiner Gesellschaft, zwischen zwei und drei, ist sie gar lieblich. Sie lebt aber sehr eingezogen, ich möchte sagen, in einer malerischen Ideenwelt, in der das Vögelchen auch nur alle Früchte und Blumen mit dem Schnäbelchen berührt. Ihr alter Zucchi ist ein braver Mann in seiner Art; er kommt mir aber immer wie ein venetianischer Alter in der Komödie vor.“ Und wieder an einer anderen Stelle: „Die Angelika ist gar lieb und hold: leider aber durch die fatale Kunst, in der sie, obgleich wie ein Engel

existiert, und von Kindheit auf existiert hat, auf ihren Stamme vertrocknet."

Herder scheint in der ersten Zeit keineswegs geahnt zu haben, was ihm Angelika einmal werden könnte. Alle seine Briefe sind bis zum Überfließen mit Ärger über seine Reise gefüllt, nichts ist ihm recht, sogar der arme Goethe muß zum Prügelknaben herhalten, wenn sich irgendwo eine römische Spur von ihm zeigt. Rät man ihm, er solle wie Goethe leben, so spottet er, Goethe habe wie ein Kind in Rom gehaust und er sei kein Kind. Bricht die Karnevalslustbarkeit in der Stadt aus, so fragt er: Wie konnte der Goethe solchen Unsinn mitmachen? Soll Trippel seine Büste als Pendant zu Goethes Büste modellieren, so höhnt er: Goethe hat sich wie ein Apoll idealisieren lassen; da werde ich nun mit meiner Glatze ein hübsches Gegenstück abgeben ...

Erst nachdem er seinen römischen Aufenthalt durch eine Reise nach Neapel unterbrochen hat und an die Tiber zurückgekehrt ist, bessert sich diese griesgrämige Laune. Während der Sitzungen zu seinem Porträt, das Angelika malen will und er „der guten Engelsseele nicht weigern darf", fällt der erste Sonnenschein in sein verdüstertes Gemüt. Er findet, daß sie in ihrem Innern noch immer ein siebzehnjähriges Mädchen sei, und erbittet von seiner Frau die Schattenrisse seiner Kinder, um sie der Freundin zu schenken. Ganz klar ist er sich des Wechsels bewußt, der sich unter der Berührung mit Angelika in ihm vollzieht. „Was

mich in diesen letzten Wochen auf eine so sonderbare Weise gereinigt und veredelt hat, ist der Angelika Freundschaft. O, daß ich so viel Zeit in Rom verloren und mich gequält habe, ohne diese zarte und edle Seele, die so schüchtern und zurückgezogen wie eine himmlische Erscheinung ist, näher kennen zu lernen! Jetzt, da ich seit meiner Reise in Neapel klarere Augen und eine ruhigere Seele habe, ist mir diese Frau über alles, was in und um Rom ist, teuer. Ich bin bei ihr so gern, und immer in dem Zustande einer süßen, stillen Verehrung, wie auch sie es gegen mich zu sein scheint und auch wirklich ist. Von Dir spricht sie in ihrer holden Schüchternheit eben also, und sieht Dich wie ein höheres, glückliches Wesen an. Ihr Eindruck wird mir wohltun auf mein ganzes Leben: denn er ist von aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bei all der demütigen Engelsklarheit und Unschuld vielleicht die kultivierteste Frau in Europa."

Wenn man das ganze Gewicht eines solchen Geständnisses ermessen will, muß man sich vergegenwärtigen, daß es in einem Briefe Herders an seine eigene Frau enthalten ist. Herder kannte seine exzentrische Karoline gut genug, um zu wissen, welchen Brand er möglicherweise mit solchen Äußerungen in sein Haus schleuderte. Trotzdem wird er nicht müde, Angelika zu preisen und wieder zu preisen. „Sie ist eine treue, reine, feste Seele. Ich bin bei ihr fast alle Tage. Sie

ist die einzige Seele für mich in Rom. Seit ich sie kenne, vergesse ich aber auch leicht des anderen vornehmen Trosses; und die blöde, reine, heilige Künstlerin hat mich, ob ich gleich so ein kunstloser Mensch bin, auch lieb, so daß ich ihre Freundschaft recht für den Fund einer tief verborgenen Perle rechne. Sage aber Goethe nichts hierüber; ich will nicht, daß er wisse, wie ich von ihr denke."

Aber Frau Karoline scheint das in sie gesetzte Vertrauen des Gatten zu rechtfertigen. „Ich gönne Dir," schreibt sie, „dieses reine, schöne Glück, und ich teile es mit Dir so inniglich treu, wie Du mich ja kennst." — Nur Angelika scheint sich anfangs in das Glück entsagender Freundschaft nicht gleich gefunden zu haben; ihr zarter Organismus zitterte in dem bangen Zustand spätgefundenen und doch ewig verlorenen Lebensglücks: „Ich ließ sie neulich die Stelle Deines (Karolinens) Briefes, die von ihr handelt, lesen; sie brach auf einmal in Tränen aus und war so bewegt, daß sie sich lange nicht fassen konnte. Sie hat Dich wie ein Engel, ja, ich möchte sagen, wie eine Göttin lieb und sagte neulich so nach ihrer stillen Weise, daß sie doch wenigstens bei uns zu sterben wünschte, da sie nicht mit uns leben könne. Dich kennen lernen müsse sie wenigstens gewiß, wenn sie nicht bald stürbe. Ich suche dies alles unterzutauchen und zu besänftigen; aber ich glaube gewiß, wir haben an dem Engel einen treuen Seelenschatz unseres Lebens."

Wie hochgesteigert das Gefühl Angelikas für Herder ist, erhellt aus manchen kleinen Empfindlichkeiten, wie z. B. aus ihrem Bedauern darüber, daß Reiffenstein sich erboten, ihr Porträt des Freundes zu kopieren. Auch Herder verrät mehr, als er vielleicht beabsichtigt, indem er seine Frau immer wieder bittet, Goethe nicht zum Mitwisser seiner Freundschaftsgeheimnisse zu machen.

Unter solchen Umständen wäre es natürlich ein Wunder gewesen, wenn Frau Karoline nicht zuletzt doch eifersüchtig geworden wäre. Herder hatte einmal scherzweise in einem Briefe über plastische Kunstwerke die Ähnlichkeit ihres Typus mit demjenigen Ariadnes behauptet. Dies unglückselige Wort taucht nun nach langer Zeit wieder in ihrer Erinnerung auf und quält sie mit seinem fatalen Doppelsinn bei Tag und Nacht. Zuletzt kann sie nicht mehr länger an sich halten, sondern beichtet dem Gatten ihre Sorgen. Der antwortet in pastoraler Sanftheit und preist gleichzeitig Angelika nur noch höher:

„In Ansehen des Verlassens hat Ariadne nichts zu fürchten. Wohin könnte ich fliehen? Alles triebe mich zu Dir, und Du wirst keine rohe, stürmische Heldennatur, sondern eine sanfte, sittliche Menschennatur an mir sehen. O ich habe gelernt, was ich an Dir habe! — Angelika ist die honetteste Frau von der Welt; ihr und mein Gemüt wendet sich anders wohin. Sie ist, wie ich wiederholen muß, eine wahre sittliche Schönheit, die mich wie einen Geist der Erscheinung

liebt. In Tivoli ist ihre Silhouette genommen, die ich Dir nächstens senden werde."

Frau Karoline beruhigt sich bald. Im Grunde hat sie ja auch niemals weder an ihrem Gatten noch an Angelika gezweifelt. Es war nur so über sie gekommen in ihrer Einsamkeit, und ihr Temperament zu zügeln, das hatte sie ja eigentlich nie gelernt, weshalb Goethe sie „Elektra" zu nennen pflegte.

Angelika ihrerseits kann sich nach wie vor kaum genug tun in Beweisen der Zärtlichkeit für Herder sowohl wie für Frau Karoline. Bilder, Ringe, Schmuckgegenstände teilt sie so reichlich aus, als die Schicklichkeit nur eben erlauben will. Das Geschenk eines kleinen Kettchens meldet Herder folgendermaßen nach Hause: „Angelika steckte mir mit der bescheidensten Grazie ein kleines goldenes Kettchen an den Finger für Dich und mich zum Andenken. Sie ist ein gar sittliches, engelreines Wesen. Traue dem einsamen, süßen Geschöpf auf eine ewige Freundschaft." Über einen Siegelring, den Herder von ihr erhielt, schreibt er: „Ich soll ihn nur diesseits der Alpen als mein ansehen und Dir ihn sodann von ihr schwesterlich geben. Niemand weiß von dem Geschenk als sie und Reiffenstein, der ihn bestellt hat. Er legt das Symbol auf seine Art so aus, daß Freundschaft und Liebe, wie er sagt, die Nahrung der Seele seien, ihr Sinn ist aber wohl der, daß ihr Seelchen als ein Schmetterling auf dem Myrtenkranze, auf unserem Bande der Liebe

und Freundschaft ruhe, und auch abwesend unter uns schwebe. Sage niemanden davon etwas, nimm aber das liebe, gute Andenken wohl auf. Eine zartere, reinere Seele gibt es schwerlich auf Erden. Sie hat als ein frommes Opferlamm der Kunst von frühester Jugend in der wunderbarsten Geschäftigkeit gelebt und lebt noch so. Glaube indessen nicht, daß mich die Freundschaft zu ihr nur einen Tag länger in Rom halten werde, als recht ist; sie würde selbst die erste sein, die mir die Reise anriete, wenn sie mich müßig sähe, denn sie hat bei aller Zartheit einen sehr klaren Sinn. Ihr Dasein weckt endlich auch die späte Klugheit in mir auf, für mich und Dich und die Meinigen still und fleißig zu leben ..."

So kam denn endlich die Zeit des Abschieds heran, und Herder fühlte im voraus, daß Angelika sehr darunter leiden werde. „Sie ist aber so ganz Resignation in allem, daß nichts darüber geht. Du würdest die Frau unendlich lieb haben, wenn Du sie känntest: sie ist wie ein feiner, zarter Klang, der die Stimme beruhigt."

In einem der letzten römischen Briefe Herders heißt es: „Angelika ist an Jahren über mir und mehr eine Seele als ein Körper; sie ist aber ein so treues, gutes Herz, als wenige sein werden, und da sie an mir und durch mich auch an Dir mit einer recht wunderbaren Liebe, ich möchte sagen, Andacht hängt, so wollen wir sie auch in diesen Bund reiner und treuer Freundschaft auf-

nehmen. Sie sagt mir oft, daß ihr Glück des Lebens auch in der Entfernung davon abhängt und daß sie am liebsten gleich jetzt sterben möchte, nachdem sie mich, und zwar auf so wenige Zeit, wie einen Traum gesehen hätte. Ich schreibe Dir dies alles hin, weil ich Dir alles schreibe: Du weißt, daß so etwas mich nicht eitel macht, sondern demütig. Ich sehe es als eine Güte des Himmels an, daß er mir die Freundschaft dieser edlen Frau noch zuletzt verschafft hat. Wir wollen auch in Zukunft mit unserer armen Existenz alles tun, was die willige Märtyrerin ihrer Kunst erfreuen kann. Sie grüßt Dich zu tausend Malen, denn ich habe ihr gestern gesagt, daß heute unser Hochzeitstag sei. Und wenn ich heut bei ihr sein kann, wollen wir Dein und der Kinder Andenken, als ob sie mit zu uns gehörte, feiern."

Wie er's vor Zeiten geschrieben, so nahm Herder tatsächlich Angelikas Andenken „als ein reines und geistiges Gut mit über die Alpen". In seinen Schriften hat er ihr nachher folgendes Denkmal gesetzt:

In den Kompositionen der Angelika ist die ihr eingeborene moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hände milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinsel eine freche Gebärde zu schildern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche aus ihren

Hüllen gezogen, und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt, und jeden Teil wie eine Blume entsprießen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen und die Muse der Humanität ward ihre Schwester.



Stürmische Zeiten.

Es schien mir, als riefe ein Gott vom zackigen Fels mir zu: Steh auf! Handle! Sei tätig in standhafter Kraft! Stemme Dich gewaltig gegen den Despotismus! Reiß auseinander die schimpflichen Bande, die Dich fesseln! Sei unerschütterlich in der Verteidigung der Freiheit der Menschen! So schien mich der donnernde Strom aufzurufen. — Die Strahlen der Sonne erleuchteten das erhabene Ganze und verschönerten seine einzelnen Teile. Der siebenfarbige Bogen des Friedens schwebte dreifach übereinander über den stäubenden Wellen, welche glänzende, in der Luft spielende Perlen aufwarfen.

Maler J. A. Koch.

Über das Gefühl der Leere, das die Abreise Herders in Angelikas Seele zurückließ, suchte die Unermüdliche durch verdoppelte Tätigkeit hinwegzukommen. Nie hat sie emsiger geschaffen als in diesen wehmütigen Abendrotstunden ihres Lebens, die dem erschütterndem Umschwung aller Verhältnisse am Ende des achtzehnten Jahrhunderts voraufgingen.

Noch sollten ihr ein paar schöne Rosen der Freude auf ihren Weg gestreut werden.

Herder hatte seine italienische Reise teilweise im Gefolge der Herzogin Amalie von Sachsen-

Weimar gemacht, und diese liebenswürdigste aller Fürstinnen der Rokokozeit suchte nun auch die Bekanntschaft Angelikas und wurde ihre aufrichtige Freundin.

Man kennt Amalie, die reizende Muse des Parks von Tieffurt, zur Genüge. Ein waldumnachtetes Plätzchen, wo eine schöne Frau, umgeben von Dichtern, am murmelnden Quell sitzt und süßen Gesängen lauscht, so hat ihr begeistertster Biograph ihr Bild gezeichnet.

Hier wohnt Stille des Herzens; goldene Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leise Fittich
Segnender Geister! —

Diese Worte stehen am Eingang des Parks von Tieffurt. Tretet ein in diese süße, verschwiegene Loge der Natur, in dieses heimliche Waldschlößchen, wo eine Fee mit dem Lilienstengel Euch Friede und Glück entgegenwinkt. Kommt, ich will Euch auf die Plätze führen, wo in Morgenfrische die Dichter wandelten, ich will Euch den Ort zeigen, wo sie beisammen saßen und ihr Gespräch, prächtig und lieblich zugleich, sich wiegte, wie ein Nachen sich wiegt, bis zum Rande mit Blumen gefüllt, auf glattem Gewässer dahingleitend. Hier ist eine Bank, da saß Goethe nach seiner Heimkehr aus Italien und wartete, die vollendete Dichtung seiner Iphigenie in der Hand, bis die Tür des Gartensaales sich öffnen werde und Anna Amalie hervortreten, um das

Geschenk und den Geber zu empfangen. Aber hier habt Ihr einen Baumstumpf, dicht am Wasser, hier soll Wieland jene Verse gedichtet haben, die in seinem „Iris und Zenide" ein Erröten auf die Wange der jungen Prinzessin von Dessau zauberten — o und auf dieser Bank — auf jenem Rasenhügel — an jenem Altar — in dieser Grotte — und hier und hier — und dann wieder hier! nein, die Plätze lassen sich nicht alle herzählen und beschreiben, wo Dichter weilten und dichteten und liebten und sannen; Ihr müßt den ganzen Park als Deutschlands Hesperidengarten betrachten, wo goldene Äpfel an allen Zweigen hängen. —

Anna Amalie also saß bei Angelika Kauffmann im Atelier, ließ sich von ihr malen und war entzückt von der holden Seelenanmut wie von der zärtlich schwärmenden Kunst ihrer neuen Freundin. Angelika freute sich königlich, eine verständnisvolle Zuhörerin zu besitzen, wenn sie, wozu ihr Herz noch immer drängte, von Herder sprach. Die Fürstin ihrerseits pries ihren Liebling Wieland, für dessen Oberon Angelika Illustrationen zeichnen mußte. Das Artigste aber, was aus dem Verkehr der beiden Frauen hervorging, war das Porträt der Herzogin, das Angelika malte oder vielmehr eine feine Huldigung an Herder, die sich da hinein stahl: Man sah auf dem Bilde die lebensgroße Figur Amaliens in griechischer Gewandung, ein Buch in der Hand, das sich durch seine Titelaufschrift als Herders

„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ auswies . . .

Einige Briefe der Fürstin an Angelika, aus der Zeit vor und nach ihrer Abreise aus Italien, sind so niedlich und für das Verhältnis der beiden Frauen so bezeichnend, daß ich sie nicht gern unterschlagen möchte:

Napel, den 7. Sept. 1789.

Die Liebe und Freundschaft, die ich für Sie habe, liebe Angelika, läßt mich auch von Ihnen hoffen, daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich Ihnen sollte in Ihre Beschäftigungen stören; es ist mir aber unerträglich, so lange von Ihnen keinen Lautgen zu hören. Wie leben Sie, liebes Weibchen? Immer vor der Staffeley? — Ach komen Sie doch nach Napel. Sagen Sie unsern alten Zucchi und stellen Sie es ihm recht süße vor, was für herrliche Zeichnungen und schöne neue Ideen er hier bekommen würde. Goethe wird Ihnen seinen Tasso schicken, vielleicht haben Sie ihn schon, denken Sie wenn Sie ihn lesen an das Plätzchen in der Villa d'Este, da muß man ihn genießen.

Aus Bescheidenheit für Ihre schöne Beschäftigungen schließe ich, leben Sie wohl, liebstes Weibchen, denken Sie zuweilen an mich, wie ich an Ihnen.

Ihre

Amalie.

Weimar, den 25. Juni 1790.

Schon längst würde ich ihnen liebe Angelika Nachricht von mir gegeben haben, wenn die

Reise und mein unstätes Leben mich nicht daran abgehalten hätten, da ich nun in Ruhe bin habe ich auch nichts eiligeres als Ihnen beste Frau meine glückliche Ankunft bei den meinigen zu melden. Ich finde mich zwar wieder unter viele gute Menschen aber das zauberische Italien hält mich noch so fest daß ich mich noch hier nicht ganz wieder finden kann.

Ihr Gemählde liebe Angelika welches ich hier gefunden macht eine Epoque für Weimar; ich möchte nicht ihre Bescheidenheit beleidigen wenn ich sagte wie sehr man Ihre Kunst und Verstand bewundert, über so etwas vollkommenes muß man schweigen. Goethe wird Ihnen wohl darüber selber schreiben. Mir ist es ein wahres Heiligtum und ein liebes Andenken von Ihnen und die beste und schönste Erinnerung an denen glücklichen Tagen die ich mit Ihnen in das schöne Rom zugebracht habe. Gedenken Sie zuweilen an diejenige die Ihnen ganz ergeben ist.

Ihre

Aufrichtige Freundin

Amalie.

Im Jahre 1795 wurde Angelika durch einen anderen hohen Besuch, der ihr überaus willkommen war, auf das angenehmste überrascht. Die treffliche Fürstin von Anhalt-Dessau, die ihr bereits von London her bekannt war, klopfte in Begleitung des Dichters Matthisson an ihre Ateliertür.

Der Fürstin muß dieser Besuch eine gar wichtige Herzensangelegenheit gewesen sein. „Denken Sie nur", sagte ihr Begleiter beim Eintritt in die Werkstatt, „wir sind vor nicht zwei Stunden in Rom angekommen, haben noch mit keinem einzigen Gedanken oder Wunsch des hochverehrlichen Altertums und seiner Schätze gedacht, sondern sind unverzüglich her geeilt, den an der Themse geschlossenen Freundschaftsbund an der Tiber zu erneuern."

Angelika lächelte und dankte.

Nun erzählte die Fürstin aus der entfernteren und näheren Vergangenheit alles, was der wiedergefundenen Freundin nur irgend angenehm sein konnte, indessen Angelika mit dem gewohnten Eifer vor der Staffelei an einem Altarblatt für Loretto fortmalte.

Matthisson besichtigte die Kunstschätze des Ateliers. Lange stand er vor den Bildnissen Goethes und Herders, die der Staffelei gerade gegenüber hingen.

„Der Anblick dieser Gemälde", sagte Angelika, sein Interesse gewahrend, „soll mir die unvergeßlichen Tage gegenwärtig halten, wo die Nähe dieser großen Geister einen höheren Wohlklang in mein Leben brachte."

Nun schloß sich auch die Fürstin dem im Atelier herumgehenden Dichter an und bewunderte mit ihm, was an fertigen oder im Entstehen begriffenen Arbeiten der Künstlerin zu sehen war. Besonders ein Gemälde machte einen

tiefen Eindruck und hielt mehr als alle anderen die Bewunderung der Gäste fest. Es war jene Jugendarbeit aus der Florentiner Zeit, die wir bereits kennen: Angelika, in erster Mädchenblüte, zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei, unschlüssig wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie sich hingeben solle.

Die Fürstin wünschte dies Bild um jeden Preis in ihren Besitz zu bringen.

Angelika errötete tief. Es sei ihr überaus peinlich, meinte sie, einer so verehrten Freundin einen Wunsch zu versagen, allein das Bild sei zu tief in ihr Geschick verwoben, als daß sie sich von ihm trennen könne.

Natürlich standen die Gäste unter solchen Umständen von ihrem Begehren ab, wählten aber sogleich ein anderes Gemälde aus, das sie denn auch um den Preis von dreihundert Zechinen mit Vergnügen zugesagt erhielten. Es stellte Amor vor, der mit einer Locke seines reichen, goldenen Haarschmuckes der trauernden Psyche eine Träne von der Wange streift.

„Ich werde das Bild als ein kostbares Kleinod hegen und ihm einen bevorzugten Platz in meinem Sommerhaus Luisium bei Dessau anweisen lassen“, erklärte die Fürstin.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung kam man auf Angelikas Heimatsdorf Schwarzenberg zu sprechen. Matthisson wußte zu berichten, daß jetzt eine breite Fahrstraße statt des vormaligen engen Fußpfades hindurch führe. Aber wenn

er gehofft hatte, Angelika mit dieser Botschaft eine Freude zu machen, so sah er sich getäuscht; traurig entgegnete sie: „Wenn jetzt nur nicht Unschuld und Treue geschwind zum Lande hinausfahren!"

Um die von ihren Stimmungen sehr abhängige Künstlerin auf andere Gedanken zu bringen, trat Matthisson vor ihre reichhaltige Büchersammlung hin, wählte einige Bände mit Versen und begann daraus vorzulesen. Zunächst trug er mehrere Gedichte von Schiller vor. Angelika hörte sie mit Teilnahme, aber ohne sichtliche Erregung an und malte mit ruhiger Besonnenheit weiter. Nun schlug der Vorleser Goethe auf und wählte den herrlichen „Wanderer":

Wanderer.

Gott segne Dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An Deiner Brust,
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben Dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt Dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst Du Waren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Über meine Frage?

Wanderer.

Keine Waren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus Du trinkest,
Liebes, junges Weib!
— — — — — —
— — — — — —

Matthissons Ahnung hatte sich nicht betrogen. Der Eindruck, den die antike Größe des Gedichtes in Angelikas zartfühlendem Gemüt hervorbrachte, war so mächtig, daß sie den Pinsel niederlegte und mit einem wunderbar konzentrierten Ausdruck der Stimme um eine zweite Vorlesung bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalinhaften, in sich gewandten Frau ward, wie durch einen gewaltigen elektrischen Schlag, erhöht und erschüttert. Tränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie, mit schönem Enthusiasmus, in die Worte aus: „Welche Glut der Empfindung! Welch ein Zauber des Kolorits! Welch eine Tiefe des Kunstsinns! O, die Szene, wo der Wanderer das Kind auf den Armen wiegt und die junge Frau mit der Trinkschale vom Brunnen zurückkommt, will ich versuchen, darzustellen. Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite weiter gar nichts bedarf, als einer treuen Kopie."

Schwerlich, bemerkt Matthisson, wurde wohl

jemals eine Idee mit so glühender Liebe von der gefühlvollen Künstlerin ergriffen, als diese. Überhaupt: Wie groß auch die Anzahl ihrer Werke sein mag, so darf man doch kühn behaupten, daß niemals ein Gegenstand von ihr behandelt wurde, der des beifälligen Lächelns der Musen und Huldgöttinnen unwert gewesen wäre. —

Während so alles darauf hindeutete, daß Angelika ein wolkenloses, sonnenklares Alter im Verkehr mit edlen Freunden, erlauchten Gönnern und erlauchteren Kunstwerken beschieden sei, näherten sich auf einmal jene grauen Schwestern ihrem Heim, die wir als Boten nahenden Unheils aus dem „Faust" kennen. Das achtzehnte Jahrhundert, sagt Sternberg, neigte sich seinem Ende, eine neue Zeit gewann die Herrschaft: die Kanonen von Toulon hatten der erstaunten Welt schon Napoleons Namen genannt, jetzt folgten Siege auf Siege, Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, entrollte Fahnen wallten durch die Lüfte; eine Welt von Soldaten füllte Landstraßen und Märkte. Wo blieb das seidene Volk der kleinen Götter? Die alternde Angelika saß in ihrem Atelier und malte den Tanz der Musen. Da brauste es über die Alpen herüber: tausend Stimmen riefen Krieg. Canova floh und nahm mit sich die drei schönen nackten Schwestern, den kleinen frierenden Amor und die arme gebundene Psyche — alle seine lieben Kinder, seine ganze marmorne Familie rettete er vor dem Taumel

der Waffen. Statuen wanderten, Bilder fingen an zu reisen. Die medicäische Venus reiste nach Paris und begrüßte mit der schamhaften Körperbeugung, dem Lächeln des kleinen griechischen Mundes den modernen Alexander des neunzehnten Jahrhunderts.

Unter denen, die die neue Zeit nicht begriffen, nicht begreifen wollten, befand sich auch Angelika Kauffmann. Was kümmerte sie der Sieger von Marengo, sie sah in ihm nur den jungen, impertinenten Soldaten, der ihre Staffelei umstürzte und ihre Kapitalien in der Bank von England bedrohte. Die arme Angelika — sie fürchtete wirklich, daß sie durch Napoleon zur Bettlerin werden möchte; es plagten sie auf ihre alten Tage der Kummer und die Sorge, obgleich ihre Freunde das mögliche taten, sie von dem Ungrunde ihrer Befürchtungen zu überzeugen.

Zu allem Unglück fanden die Revolutionswirren sie auch noch einsam und verlassen. Der Mann, den ihr der sorgliche Vater mehr als Beschützer, denn als Gatten zugesellt, der alte biedere Zucchi segnete nämlich vor dem Ausbruch des Sturmes diese für ihn gewiß sehr segnenswerte Zeitlichkeit. Man sagt, daß Angelika ihm nachgetrauert habe, und wir dürfen das glauben. Der komische Alte aus der venetianischen Komödie hatte für Angelika so redlich gesorgt, wie nur immer ein Mann es zu tun vermag, dessen eigenstes Interesse von dem Glück seiner Schutzbefohlenen abhängig ist. Die gute Angelika, gewohnt, auch

in ihren Porträts die Güte ihres zarten Herzens walten zu lassen und die Idealisierung der Wirklichkeit weit über die Grenzen der Kunst, geschweige denn der Wahrheit zu treiben, schrieb auf den Grabstein des Lebensgefährten die rührenden Worte:

Angelika Kauffmann
Lacrimis et tristitiae damnata Marito
dulcissimo et benigmissimo
contra Votum posuit.

Angelika Kauffmann,
zu Tränen und Traurigkeit verurteilt, errichtete dies Grabmal ihrem unendlich süßen, unendlich liebevollen Gatten entgegen ihrem Versprechen.

Das war 1795. Damals war die alte Roma noch still. Aber schon gärte es in den Gemütern. Schon ballte sich das Gewölk am schwülen Himmel. Und dann prasselten die Blitze um das Kapitol . . .

Düster und drohend ragten eines Morgens Freiheitsbäume — wozu man Pinien mit den Wurzeln aushob — in die unheimlich mit Pulverdämpfen geschwängerte Luft. Tutti gli uomini sono fratelli, alle Menschen sind Brüder, las man auf den Fahnen, die daran befestigt waren. Eguaglianza di Legge! Religione e Libertà! Sovranità del Popolo! stand in Riesenlettern an allen Straßenecken angeschlagen. Beflügelte Wagen kommen daher gerollt, in denen einst

weiß- und schwarzgekleidete Geistliche gesessen, jetzt aber blauröckige Generale, Kommissare, ja betrunkene Soldaten sich breit machen und singen. Französische Fahnen wehen von den Palästen. Trappelnde Haufen von Freiheitskriegern ziehen unter Getrommel dahin und dorthin. Auf dem Kapitol verkündet der mit seinem Generalstab heransprengende Berthier Roms neue Freiheit; er hält eine Rede, worin er „die Manen von Brutus und Cato“ beschwört und dem Volke seine „verletzten Rechte“ wiedergibt.

Dafür erschallt nun in allen Straßen die italienische Carmagnole mit travestierten Madonnenliedern zum Preise der Göttin Libertà. Unter dem Getümmel von Pulverwagen, Kanonen, Wachen versammelt sich der Senat. Auf dem Spanischen Platze verbrennt das Volk die päpstlichen Bullen, Titel und Adelsdiplome. Römische Fürsten tanzen mit dem Pöbel auf öffentlichen Plätzen. Der Papst wird seiner Habseligkeiten beraubt und als teures Pfand unter Toskanas „Schutz“ gegeben. Im päpstlichen Sommerpalaste auf Monte Cavallo haben sich die fünf Konsuln der neuen Republik häuslich eingerichtet. Von dem wenigen Edelmetall, über das man verfügt, werden einige hundert Münzlein geschlagen, deren Avers die Freiheitsgöttin neben einer Stange mit der Jakobinermütze zeigt. Auf dem Theater werden Freiheitsstücke aufgeführt. Üppig ist die neue Tracht, die von fleischfarbigen, durchschimmernden Stoffen einen ausgiebigen Gebrauch macht.

Siamo Citadine! Wir sind Bürgerinnen! rufen die lüsternen Schönen und stürzen sich in den Taumel der neuen Gleichheit. Sansculottische Schreier durchschwärmen mit bedeckten Köpfen die Peterskirche und geben ihre Phrasen zum besten.

Ein paar besonders interessante Stellen aus den damaligen Briefen des in Rom lebenden Altertumsforschers Zoëga mögen hier zur Illustration der herrschenden Zustände verzeichnet sein.

„Ich befand mich spät von meinem Hause entfernt in einem Zirkel von Freunden, als wir die Nachricht bekamen, daß Trastevere und Borgo im Aufstand und auch in anderen Quartieren der Stadt Lärm entstanden sei. Die Nacht war heiter, und obgleich weit entfernt von dem Mittelpunkte der Empörung, hörte ich deutlich das Geheul und Geschrei der Wilden, die angriffen, und die Schüsse, womit die Truppen sie empfingen. Die Bürgersoldaten benahmen sich mit vieler Tapferkeit. Wenn es den Trasteverinern gelungen wäre, Ponte Sisto zu nehmen und sich mit den Mißvergnügten der übrigen Stadt zu vereinigen, so wäre kein ehrlicher Mann am Leben geblieben. An den folgenden Tagen fielen ähnliche Szenen vor in Castel Gandolfo, Albano, Velletri. Besonders zu Castel Gandolfo war das Gemetzel groß.

„Nicht ohne Grausen denke ich zurück an die Lagen und Szenen, die vorfielen. Zu morden und zu plündern waren verdienstliche Handlungen, und die von den Priestern erhitzte Wut des Pöbels

ging so weit, daß sie tote Körper ausgruben und in der Stadt herumschleppten. Ich hielt mich beständig zu Hause.

„Während die gröbsten Missetaten ungestraft hingingen, Recht und Gerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft wurden, war der geringste Verdacht, oft bloße Privatrache hinlänglich, die Leute in Gefängnisse zu werfen, deren Beschreibung die Menschlichkeit empört.

„Die Theater waren leer, viele Familien im tiefsten Elend, zu nächtlichem verschleiertem Betteln gezwungen, während am Tage Arme vor Hunger auf den Straßen umkamen. Gutes Brot aus Privathäusern kam bis auf einen Bajocco die Unze. Ich hatte zufälligerweise einen geringen Vorrat von Mehl, woraus wir uns Kuchen gebacken; auch traf ich einen Dänen, der bei einem Offizier in Diensten war und Gelegenheit hatte, mir ein Kommißbrot zu mäßigem Preis zu verschaffen. Nicht geringer war der Mangel an Öl, Holz und Kohlen. Die Bäume auf dem Campo vaccino und an anderen öffentlichen Orten, sowie die in den Villen wurden umgehauen oder verstümmelt. Selbst Villa Borghese hat viele ihrer schönsten Platanen hergeben müssen, welches mich mehr geärgert hat als die Gemälde, welche der Prinz aus seiner Galerie verkauft hat."

Man kann sich leicht vorstellen, wie unter dem Eindruck solcher Zustände und Ereignisse die einsame, schüchterne, verzärtelte Angelika gezittert haben mag. Der jammervolle Anblick der un-

menschlichen Roheiten, deren Zeugin sie wurde, erregte in ihr einen solchen Abscheu, daß sie in die tiefste Melancholie versank, aus der sie sich nie mehr erheben sollte. Auch um ihre Existenz war ihr bange, denn seitdem die Republik eingesetzt worden war, blieben ihre in Leihbanken niedergelegten Kapitalien gänzlich unfruchtbar. Eine Leibrente, die sie sich wider Willen mit einer Stiftung aufdringen lassen mußte, hatte dasselbe Schicksal. Ein Wechsler mißbrauchte ihre Unerfahrenheit und gab ihr an Zahlungsstatt eine Anzahl Bankzettel, die damals schon sehr wenig, nachher gar nichts mehr galten. Inzwischen war auch aller Briefwechsel mit London abgebrochen, so daß sie auch von ihren dortigen Kapitalien keine Rente bezog und ganz von der Willkür ihrer Agenten abhängig war.

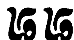
Die vielfach verbreitete Legende, daß Napoleon einen Raub an Angelikas Privatsammlung von Gemälden begangen habe und daß Angelika aus Gram über diesen Verlust in Siechtum verfallen sei, beruht nach Wurzbach auf Erfindung. Die Franzosen haben der Künstlerin nicht nur kein Leid zugefügt, sondern sie sogar mit der ausgesuchtesten Galanterie behandelt. Als ihre Truppen in Rom einrückten und gerade das Viertel, wo Angelika wohnte, sehr stark mit Soldaten belegt wurde, ließ man die Künstlerin benachrichtigen, daß die Achtung für eine so seltene und verdienstvolle Frau gebiete, ihr Haus für immer von jeder Einquar-

tierung frei zu lassen. Der General Epinasse stellte ihr überdies ein Schriftstück zu, das sie nur vorzuzeigen brauche, um sofort jede Rücksichtnahme französischerseits zu bewerkstelligen. — Angelika weinte vor Dankbarkeit und schenkte Epinasse ein Gemälde.

Wenn Angelika innerlich gebrochen aus der Revolutionsepisode hervorging, so hatte das seinen letzten und tiefsten Grund darin, daß sie eben mit ihrer ganzen Existenz: ihrer Erziehung, ihrem Geschmack, ihrer Empfindung, ihrer Denkweise, ihrer Kunst, dem ancien régime angehörte und daß jetzt im nouveau régime eine neue Zeit empor kam. Das ganze achtzehnte Jahrhundert war auf die Verherrlichung der Frau zugeschnitten. Das neunzehnte setzte mit dem Preise spartanischer Männlichkeit und Herbigkeit ein. Jenes schwärmte in Gefühlen, Farben, Festen, dieses in Taten, Linien, Enthaltsamkeiten. David und Carstens heißen die rauheren Helden der neuen Kunst-Epoche. Ihre und ihrer Nachfolger wichtigste Aufgabe bestand darin, eben jenes Rokoko aus der Nachahmung der Griechen zu verbannen, das Angelika und ihr Kreis stets in die Antike hineingetragen hatten, wenn sie ihr zu huldigen vermeinten.

Goethe bezeichnet „das Leichte, Heitere, Gefällige in Formen, Farbe, Anlage und Behandlung“ als den „herrschenden Charakter“ der Werke unserer Künstlerin; er gibt zu, daß keiner der lebenden Maler sie in der Anmut der Dar-

stellung oder in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu führen, übertroffen habe; aber er tadelt „das Unbestimmte ihrer Zeichnung und den Mangel an Kraft und Ausdruck ihrer Figuren, besonders der Helden, die wie zarte Knaben oder verkleidete Mädchen aussehen". „Zeichnung", „Kraft", „Heldentum" werden aber die Hauptschlagworte der nach Angelika emporsteigenden Generation: kein Wunder, daß man Angelika bald ebenso sehr unterschätzte, wie man sie vorher überschätzt hatte.



Abendrot.

Angelika Kauffmann und Raphael Anton Mengs waren die letzten, die noch einige technische Rezepte kannten. Das Rokoko hatte über eine ganz erstaunliche „prestesse de la main" verfügt, und als seine Zöglinge mochten sie später noch so sehr für die „antikische" Art schwärmen: was sie einmal gelernt hatten, konnten sie unmöglich wieder verlernen. Jetzt aber sollte das anders werden. Technische Kenntnisse, predigte man, hindern den Aufschwung des Geistes, die Erhebung über das Wirkliche! „Kolorit, Licht und Schatten machen ein Gemälde nicht so schätzbar, wie allein die edle Kontur", hatte Winckelmann orakelt, und für Winckelmann begann jetzt erst, nach seinem Tode, die eigentliche Wirkungszeit. Farblosigkeit und Kälte wurde mit „edle Einfalt und stille Größe" verwechselt. Umsonst schrieb Herder die schönen Worte: „Im Unterschied von der einheitlichen Harmonie der Form in der Plastik hat die Malerei ihre harmonische Einheit in Kolorit und Beleuchtung. Ich weiß nicht, wie manche Theoristen so verächtlich von dem,

das Haltung, Lichtdunkel heißt, sprechen können; es ist die Handhabe vom Genie eines jeden Meisters, das Auge, mit dem er sah, das Strahlen- und Seelenmeer, mit dem er alles übergoß und von dem ja auch jeder Umriß abhängt. Das geistige Lichtmeer der Gottheit, diese Zauberwelt der Haltung, ist Sache der Malerei; warum wollen wir der Natur widerstreben und nicht jede Kunst tun lassen, was sie allein und am besten tun kann?"

Herder predigte vor tauben Ohren. Mit dem Tode des Rokoko war auch die Malerei gestorben und eine Art zeichnender Philosophie erwacht, die in den „Geist" der Erscheinungen zu dringen glaubte, indem sie aus griechischer Plastik und antiquarischen Schmökern einen papierenen Extrakt bereitete. „Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden," schrieb Cornelius einige Jahrzehnte später.

In diese Welt paßte Angelika natürlich nicht mehr hinein. Hätte sie erfahren, geahnt, daß niemand mehr ihren Namen nannte, daß ihre Zeit, ihre Freunde, ihre Genossen, alle, alle spurlos vergessen waren von dem jungen Geschlecht, das unter dem Donner der Kanonen aufwuchs, sie hätte das Leben nicht noch zehn Jahre ertragen, sondern wäre vor dem vom Schicksal bestimmten Tag dahingegangen. So aber, da ihre Freunde dafür sorgten, daß sie von der Außenwelt so wenig wie möglich hörte, hatte sie das sonderbare Glück, sich selbst gewissermaßen zu

überleben. Ein von sanftem Abendglanz vergoldetes Alter wurde ihr zu teil. Ist irgendwo die Verhätschelung der Freunde am Platze, sagt Sternberg, so ist's beim Alter. Das Alter will geliebkost sein, und besonders der alternde Künstler hegt dies Verlangen. Angelika hatte das Bedürfnis, mehr Aufträge zu erhalten, als sie bewältigen konnte, was war also natürlicher, als daß man alte, zurückgelegte Bestellungen, deren sie sich nicht mehr erinnerte, funkelnagelneu aus England, Frankreich, allen Ländern der Welt eintreffen ließ? Noch auf dem Krankenbett griff Angelika seufzend nach dem Pinsel, indem sie lächelnd beklagte, daß man ihr nicht einmal krank zu sein verstatte. Gibt es denn keine Maler außer mir? fragte sie, und der Chor der Freunde rief: Nein, keine; hörst Du auf zu schaffen, so ist die Kunst verwaist! Angelika glaubte solchen Worten und malte weiter, selig in dem Vorsatz, daß sie der Welt bis zu ihrem letzten Atemzug nützen müsse.

Angefangen hatte der Umschwung der Verhältnisse schon während der Revolutionszeit. Damals kam natürlich kein fremder Reisender nach Rom, und mit den Reisenden blieben auch die Bestellungen aus. Aber Angelika, damals noch einigermaßen widerstandsfähig, füllte die unfreiwillige Musezeit mit der Herstellung eines großen Altargemäldes aus, das sie schon längst für die Hauptkirche ihres Heimatortes Schwarzenberg stiften wollte. Sie wählte zum Vorwurf Maria

in einer Glorie, von der Dreifaltigkeit gekrönt. Fast gleichzeitig schuf sie ein kleineres Gemälde, das über ihre damalige Seelenverfassung rührenden Aufschluß gibt: Eine schöne Gestalt hat sich, müde vom Einsammeln der köstlichsten Blumen, auf einem Stein niedergelassen, dem gegenüber man einen steinernen Sarkophag mit der Aufschrift: „Alles ist eitel“ erblickt. Indem das reizende Mädchen die Augen auf diesen entsetzlichen Spruch heftet, verliert es die Fassung und läßt die schönen Blumen in wirrem Durcheinander zu Boden fallen. — — —

Im Jahre 1802 wurde Angelika von einem bedenklichen Brustleiden befallen. Während die arme Frau sich durch Arbeit das verfehlte Leben erträglich zu machen suchte, hatte sie das Leben selbst untergraben. Die nämliche Zerstreuung durch angestrengte Tätigkeit, sagt Rossi, welche ihr vormals in ihren blühenden Tagen von jedermann angeraten worden war, wurde nunmehr, wo ihre Natur schwächer geworden, gefährlich und verderblich für sie. Sobald daher der erste Anfall des Übels überwunden und einige Aussicht auf Genesung eingetreten war, hatten die Ärzte nichts Dringlicheres zu tun, als sie von der Staffelei zu entfernen und ihr eine Reise anzuempfehlen. Da sich nach dem Tode Zucchis ihr Vetter Johann Kauffmann als Beschützer zu ihr gesellt hatte, so fehlte es ihr nicht an einem männlichen Begleiter auf der Fahrt und im Anfang Juli ward denn auch tatsächlich aufgebrochen.

Man fuhr über Florenz, nach Bologna und Mailand. Dann suchte man Como auf, dessen weiche Luft eine fast augenblickliche Linderung des Übels herbeiführte. Während des Monats, den Angelika am Ufer des für sie so erinnerungsreichen Sees verbrachte, schien sich ihr Geist nicht minder wie ihr Körper neuzubeleben. Ihr alter Trieb zur Geselligkeit äußert sich so frisch, daß sie alsbald einen ganzen Hofstaat von wirklichen oder vermeintlichen Verehrern ihrer Kunst um sich versammelt hatte und ihren Vetter Johann getrost beurlauben konnte, einen Ausflug nach der Bregenzer Waldheimat zu machen. Angelika hatte in ihrem ganzen wanderreichen Leben nächst Rom vielleicht keine Stadt höher schätzen gelernt als Como. Sie redete davon stets nur in den zärtlichsten Worten, und auf einem ihrer nachgelassenen Papiere fand man die Worte: „Du fragst mich, warum Como mir immer im Sinne liege? In Como war es, wo ich in meinem zartesten Alter die ersten Freuden des Lebens kostete; da sah ich reiche Paläste, prächtige Wagen, niedliche Fahrzeuge, ein glänzendes Theater; ich glaubte ein Paradies zu sehen. Ja, da sah ich Amor, im Begriffe, seinen Pfeil nach meinem Busen abzudrücken. Noch ein junges Mädchen ergriff ich die Flucht und der Pfeil traf nicht. Nach einer langen Reihe von Jahren trieb mich mein Genius, diese lachenden Gegenden wiederzusehen. Nun genoß ich das Vergnügen des reiferen Alters, Freunde und die Annehmlichkeit des Sees. Eines

Tages ging ich in angenehmer Gesellschaft auf einem überaus reizenden Landgute spazieren; da sah ich in einem schattenreichen Gehölze Amor, welcher schlief; ich näherte mich ihm, er erwachte, sah mir starr in die Augen, erkannte mich trotz der nun gebleichten Haare; schnell erhob er sich, griff nach dem Bogen, verfolgte mich, um sich zu rächen, schoß, und wenig fehlte, daß er nicht traf — —“

On revient toujours
A ses premières amours.

Wer weiß, welche galante Geschichte sich hinter diesem koketten Rokokobillet verbirgt. Ich habe nirgendwo Anhaltspunkte finden können, um das Geheimnis zu lüften.

Von Como nahm Angelika ihren Weg nach Venedig, wo sie die Familie Zucchi besuchte. Sie verweilte besonders in der Gesellschaft des greisen Joseph Karl Zucchi, der auch eine sorgfältige Sammlung von Denkwürdigkeiten über ihr Leben veranstaltete. Zwölf Tage später begab sie sich über Padua nach Bologna und Florenz zurück, und da sie sich wieder bei Kräften fühlte, so beschäftigte sie sich nach alter Gewohnheit mit den Kunstwerken der öffentlichen Galerien. Am 30. Oktober weilte sie aber schon wieder in Rom, im Kreise ihrer Freunde, die ein ländliches Fest veranstalteten, um ihre Genesung zu feiern, und sogar ein allegorisches Kupfer zum Lob ihrer Kunst stechen ließen. Der Anblick sovieler Teilnahme verfehlte nicht, Angelika zu rühren und zu erheben.

Diese Tage sollen, wie man erzählt, die glücklichsten des ganzen Lebensabends unserer Künstlerin gewesen sein. Nicht den kleinsten Anlaß zu ihrem damaligen Glück mag ein Brief aus dem Bregenzer Wald geboten haben, der den Jubel schilderte, womit man in Schwarzenberg das von Angelika gestiftete Altargemälde aufgenommen hatte. Die Aufstellung des Bildes gab zu einem großen Volksfest Veranlassung. Ein junger Geistlicher hatte gerade Primiz gehalten, und dieses Ereignis war im Verein mit der Weihung des Bildes zu einem Schauspiel für den ganzen Wald geworden. So groß war der Andrang, daß die Kirche das herbeieilende Volk gar nicht zu fassen vermochte und auf dem Dorfplatz ein Altar unter freiem Himmel aufgeschlagen werden mußte, auf dem das Gemälde dargezeigt wurde. Angelika vergoß Tränen der Freude, als sie das hörte.

Indessen trat sie aufs neue an die Staffelei und bemerkte mit Genugtuung, daß ihrer Hand noch die alte Geschicklichkeit innewohnte. Ein Besuch des Königs Karl von Sardinien, sowie des Kronprinzen Ludwig von Bayern, welche beide ihr Bildnis bestellten, taten ein übriges, um die Lebenszuversicht Angelikas für eine Weile in alter Helligkeit aufflackern zu lassen.

Aber es war das Flackern eines Lichtes, welches sich anschickt, zu verlöschen. Neue kriegerische Wirren draußen, neue Anfälle des Brustleidens drinnen überlieferten Angelika bald genug

wieder der kaum überwundenen Schwäche und Hilflosigkeit. Um sie ihrem unglückseligen Arbeitseifer zu entziehen, trachteten die Freunde danach, sie gesellschaftlich in Anspruch zu nehmen, indem sie mit ihr auf benachbarte Landgüter hinausfuhren und sie dort für mehrere Tage zu fesseln suchten. Trotzdem war der Kräfteverfall so unaufhaltsam, daß man sich allmählich mit dem Gedanken an ihr Ende vertraut zu machen begann. Düstere Schwermut quälte die Leidende, wie sehr sie sich auch bemühte, den Freunden stets ein gefaßtes Wesen und ein heiteres Gesicht zu zeigen. Sie selbst veranstaltete jetzt wohl unschuldige Spiele und äußerte alle mögliche Teilnahme daran; aber selbst die Unempfindlichsten spürten, wie viel Mühe es ihr kostete, sich den Anschein solcher Teilnahme zu geben. Sie wurde so entkräftet, daß sie ein fast geisterhaftes Aussehen bekam; nur ihr seelenvolles Auge schien jetzt eher an Ausdruck zu gewinnen als zu verlieren.

Angelika wußte, was mit ihr vorging. Sie begann ihre Abschiedsvorbereitungen mit der Sichtung ihrer Papiere. Das meiste wurde den Flammen übergeben, besonders die Belege für ihre Mildtätigkeit gegen Arme nnd ihre Freigebigkeit gegen Freunde. Auch ihre Bilder, Zeichnungen und Antiquitäten sichtete und ordnete sie und ließ ein Testament aufsetzen. Zuletzt rief sie den Priester.

Gegen Ende des Sommers 1807 mußte sie

sich dauernd niederlegen. Ihr Geist war damals bei voller Klarheit, und da ihr der alte Kunstfleiß keine Zerstreuung mehr schaffen konnte, so suchte sie in der ständigen Gesellschaft ihrer Freunde Trost und Beruhigung. Auf ihren Wunsch mußten sich diese in ihrer Wohnung häuslich niederlassen und ihre Arbeitszimmer unmittelbar neben der Krankenstube einrichten. An jeden richtete sie von Zeit zu Zeit eine Frage, abwechselnd verlangte sie bald diesen bald jenen zu sehen und ihm etwas Angenehmes zu sagen. Immer suchte sie ihrer Miene den Anschein von Heiterkeit zu geben, um niemanden zu betrüben.

Im Verlaufe des Monats Oktober stellten die Ärzte ihre Bemühungen ein, und am Krankenlager nahm ein alter Pfarrer Platz. Ihre feine Art, zu denken und zu empfinden, verließ sie auch in diesen letzten Tagen nicht. Immer wieder machte sie Zusätze zu ihrem Testament, um befreundeten Personen neue Beweise ihrer Zuneigung zu geben. Obschon die schwere und rauhe Stimme des Geistlichen ihrer tödlichen Entkräftung empfindlich wehe tat, lehnte sie doch das Anerbieten ab, einen anderen Seelsorger kommen zu lassen, denn, sagte sie, meinem guten Pfarrer möchte das nicht lieb sein und ich würde seine fromme Sorgfalt übel belohnen.

Dies war eines ihrer letzten Worte. Nachdem sie eine Weile geschwiegen, bat sie ihren Vetter: „Lesen Sie mir aus Gellerts Oden vor; jene, die er für Kranke schrieb.“ Der Vetter holt

das Buch und beginnt zu lesen. Aber in seiner Verwirrung hat der gute Mann die Oden für Sterbende statt jener für Kranke aufgeschlagen. Angelika bemerkt den Irrtum sofort und fällt dem Vorlesenden ins Wort: „Nicht doch, Johann, diese nicht, jene für Kranke.“ Der Vetter sucht, findet das Verlangte und beginnt zu lesen. Aber er hat kaum begonnen, so tut die Kranke einen langen, tiefen Seufzer und ist für immer entschlafen. — —

Es war am 5. November nachmittags um $2\,^1/_2$ Uhr, als die schöne Seele ihre müde Hülle verließ.

Grenzenlos war der Schmerz der Freunde, als die Todesnachricht sich in Rom verbreitete. Insbesondere die deutsche Kolonie war aufs tiefste betroffen. Einstimmig wurde der Wunsch geäußert, eine glänzende Leichenfeier zu veranstalten. Kein Geringerer als Antonio Canova nahm es auf sich, die Einladungen zu besorgen. Der Architekt Uggieri vereinigte sich mit dem Bildhauer Albaggini, um die nötigen Vorbereitungen für den Kondukt zu treffen. Die Mitglieder der Lukasgilde und der Rotunde sowie eine große Zahl römischer Künstler und Gelehrten sagten ihre Beteiligung zu. So setzte sich denn am Morgen des 7. November der traurige Zug mit der Leiche in Bewegung. Die Ritter Canova und Pagetti, sowie die Direktoren der französischen und portugiesischen Akademie: Thiers und de Rossi, trugen den Sarg. Zwei Gemälde der

Entschlafenen wurden links und rechts neben dem Sarge, ein Gipsabguß ihrer rechten Hand, die den Pinsel hielt, hinter dem Sarge getragen. Auf dem Grabstein wurden die Worte eingemeißelt:

Angelika · Joannis · Josephi · f · Kauffmann ·
Domo · Schwarzenbergio ·
Cui · Summa · Picturae · Laus ·
Cenotaphium · in · Aede · Panthei · promeruit ·
sed · ipsa · se · in · hoc · Monumentum · quod ·
Antonio · Zucchio · posuerat · inferri · jussit ·
ut · cum · Viro · concordissimo ·
post · funus · etiam · habitaret ·
Annos · nata · 66 · dies · 6 ·
obiit · Romae · Non · Nov · 1807 ·
Ave · Mulier · optima · et · vale · in · pace ·

Die Büste Angelikas, die der auf ihre Kosten ausgebildete Peter Kauffmann geschaffen hatte, wurde unter feierlichen Zeremonien auf dem Kapitol aufgestellt.

Die letztwilligen Verfügungen Angelikas legen ein schönes Zeugnis von ihrer Güte ab. Sie teilte ihr Hab und Gut, das Papst Pius VII. von aller Erbsteuer befreite, unter ihre Verwandten und bedachte diejenigen, die ihr besonders nahe gestanden, mit besonderen Legaten. Auch die treue Dienerschaft wurde nicht vergessen. Ihre schöne Kunstsammlung, die Gemälde von Tizian, Paris Bordone, Lianardo da Vinci,

van Dyck, Rembrandt, Schiavone, Parmegianino, Canaletto enthielt, sollte verkauft und aus dem Erlös sollten Kapitalien zur Unterstützung armer Verwandten gebildet werden: „Wann die Söhne und Töchter meiner Vetter gestorben seyn sollten, so will ich, daß die Zinßen ganz Allein an die Armen der Kauffmännischen Lienie im Bregenzer Wald ausgetheilt werden, und wenn keine Armen mehr in der Kauffmännischen Lienie seyn würden, so will ich, daß besagte Zinßen an andere arme Schwarzenberger Familien ausgetheilet, oder auch zu einem anderen Gebrauch, jedoch aber immer zum Vortheil derer in der besagten Pfarrey sich befindenden Armen verwendet werde.“ —

Angelika war eine gehorsame Tochter, eine ergebene Gattin, eine musterhafte Witwe. Sie war bescheiden bis zur Demut, sittsam, klug, sanft und grenzenlos gutmütig. Wohltätigkeit war ihr Bedürfnis und Freude. Sie hat ganze Künstlerfamilien unterhalten und, um das Zartgefühl ihrer Pfleglinge zu schonen, als Darlehen bezeichnet, was in Wirklichkeit Geschenk war. Robert Hamerling legt ihr in einer seiner Dichtungen die Worte in den Mund: „Ich schwärme, wofür die Frauen immer geschwärmt haben. Ich schwärme für das Ideale, das will sagen, ich liebe das Derbe nicht, ich hasse das Rohe, ich verabscheue das Gemeine. Ich bin Idealistin in der Kunst, Idealistin im Leben.“

Was für ein feiner und gebildeter Geist in ihr wohnte, was für eine belesene und unter-

haltende Dame sie war, erfährt man am besten aus Goethes Aufzeichnungen über seine italienische Reise. Besonders bezeichnend ist eine Notiz, die sich der Dichter macht, als seine Weimarer Freunde an den „allzu sinnlichen“ Beziehungen Klärchens zu Egmont Anstoß genommen und Angelika, um ihre Meinung gefragt, ein tieferes Verständnis als der ganze Weimarer Literaturkreis an den Tag legte:

„Sonntags kam ich zu Angelika. Sie hat das Stück studiert und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie alles auseinander legte, und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erzählung implicite enthalten sei. Angelika sagte: Da die Erscheinung im Schlußakt nur vorstelle, was im Gemüte des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum tue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welch vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.“

Wer so frei und fein zu urteilen wußte, mußte in der Tat befähigt sein, mit großen

Menschen, wie Goethe und Herder, würdig zu verkehren.

Daß die eigene Leistungsfähigkeit nicht auf der Höhe der Urteilsfähigkeit über fremde Leistungen steht, ist eine bekannte Erfahrung, die sich auch an Angelikas Wirksamkeit als Malerin bestätigt. Eine aufrichtige und strenge Beurteilung ihres Lebenswerkes würde davon ausgehen müssen, daß sie mittelmäßig gezeichnet und gemalt habe, daß sie unfähig gewesen sei, Energie, Kraft, Leidenschaft auszudrücken, daß ihre Männer Mädchen, ihre Mädchen Schemen waren, daß selbst ihre besten Hervorbringungen von einer süßlichen Fadheit nicht losgesprochen werden können. Es mangelt ihren Erfindungen jene geheime innere Energie, welche die Linien, Formen und Farben erst zu künstlerischem Leben aufruft. Ihre Figuren führen ein Zwitterdasein zwischen der Erde, die sie mit den Sohlen nicht zu berühren wagen, und der Phantasiewelt, in der sie nur als schüchterne Fremdlinge verweilen. Demungeachtet entfaltet sie in den Gemälden, die eine gewisse mittlere Linie zwischen Ideal und Wirklichkeit halten, eine unaussprechliche Grazie und Zartheit. Sie besaß eine sehr glückliche Hand im Arrangieren sowohl von Porträts wie von Gruppen und verleugnete in ihren Erfindungen niemals ihre schöne, empfindsame Seele. Sie erfreute durch die leichte, der lieblichen Heiterkeit ihrer Kompositionen zusagende Behandlung, sie entzückte ihre Zeitgenossen durch die Sicherheit, mit der

sie sich in den vielverschlungenen Zirkeln des damaligen Manierismus bewegte, sie schmeichelte dem zärtlichsten Instinkt des achtzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Frau, durch die ihren Bildern innewohnende „unnachahmliche Weiblichkeit“.

Angelika ist eine lichte Erscheinung im Abendrot einer dem Untergang verfallenden Zeit. Wie ein bleicher, goldener Abendstern steht sie am Himmel der Kunst, und solange es Leute gibt, die nach dem wirklichen Abendstern gerührten Herzens aufblicken, solange wird Angelika im Andenken der Menschen nicht vergessen werden.



Literatur.

Benutzt wurden folgende Schriften: Rossis Biographie, übersetzt von A. Weinhart; Oppermann, Aus dem Bregenzer Wald; Allgemeiner Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg; Sternberg, Berühmte Deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts; W. Schram, Die Malerin Angelika Kauffmann; Frances A. Gerard, Angelika Kauffmann; Léon de Wailly, Angelika Kauffmann; Die Abendzeitung, redigiert von Hell, Dresden; Der Gesellschafter, Berlin; Die Zeitung für die Elegante Welt; Nagler, Künstlerlexikon; Wurzbach, Allgemeines Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich; J. Konigenberg, Konstverdiensten van A. Kauffmann; Nouvelle Biographie générale, Paris; Biographie universelle, Paris; Manuel des curieux et des beaux-arts; Gerning, Reisen durch Österreich und Italien; Friedrich Matthisson, Schriften; Goethe, Italienische Reise; Herders Briefwechsel mit seiner Gattin; Winckelmanns Briefe an seine Freunde; Klopstocks Briefwechsel; Welker, Zoëgas Leben; Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit; Julius Lessing, Die Geschichte der Kunst und des Altertums von Winckelmann; Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte; J. v. Falcke, Geschichte des Geschmacks; Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert; Muther, Geschichte der Englischen Malerei; Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts; Hermann Riegel, Deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert.


89054433974

b89054433974a